

**Günter Ulrich / Stefan Müller-Doohm
(Hrsg.)**

Theorie und Engagement

Gedenkschrift für Alexander Krafft



BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts bedarf der Zustimmung der Herausgebenden. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Medien.

© BIS-Verlag, Oldenburg 2006

Verlag / Druck / BIS-Verlag
Vertrieb: der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
E-Mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de
Internet: www.bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-2010-2
ISBN 978-3-8142-2010-9

Inhalt

Vorwort	5
<i>Alexander Krafft/ Günter Ulrich</i> Vom Elend des Reformierens	9
<i>Alexander Krafft/ Günter Ulrich</i> Kultur und Kontingenz: Der Beitrag der Systemtheorie zur kulturwissenschaftlichen Wende in der Ökonomie	17
<i>Thomas Blanke</i> Gedanken über den Tod	47
<i>Thea Dückert</i> Arbeitspolitik neu denken	57
<i>Stefan Müller-Doohm</i> Wie kritisieren? Gemeinsame und getrennte Wege in kritischen Gesellschaftstheorien	69
<i>Günther Ortmann</i> Noch nicht. Nicht mehr.	95
<i>Reinhard Pfriem</i> So war, wäre oder wird es irgendwie ... Einige Anmerkungen über heutige Möglichkeiten kritischer Theorie der Gesellschaft	113
<i>Eberhard Schmidt</i> Ungleiche Partner	123
<i>Alfred Tacke</i> Vom Elend des Reformierens: eine Antwort	135

Vorwort

Dieses Gedenkbuch ist Prof. Dr. Alexander Krafft gewidmet, der am 17. März 2005 nach mehr als 30jähriger Tätigkeit an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg gestorben ist. Die hier versammelten Beiträge sollen die Erinnerung an einen Freund wachhalten, der uns mehr gegeben hat, als sich sagen und schreiben lässt.

I.

Für die Naturwissenschaften ist der Tod ein leicht erklärbares *Faktum*: Im Raum der Ursachen situiert, sind physikalische Objekte, also auch die Gattung Mensch, deterministisch wirkenden Gesetzen unterworfen, die unentwegt an ihrer Umformung und Auflösung arbeiten. Allerdings kollidiert diese objektivierende Beobachtung mit unserer Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung, denn wir sehen uns als autonom handelnde Personen, die sich auf der Basis von Willensfreiheit auch durch Gründe bestimmen lassen.

Wie aber kann der Tod als *Fatum* selbstbewusster Individuen gedacht werden? Und wie können Faktum und Fatum zusammengedacht werden? Jankélévitch zufolge bevorzugt die Philosophie eine generalisierende Perspektive, die das Erschrecken vor dem eigenen Tod und dem Tod des Anderen in den Hintergrund treten lässt. Die Soziologie geht noch mehr auf Distanz, weil sie sich programmatisch auf das Verstehen und Erklären kollektiver Phänomene konzentriert. Wie aus Durkheims Studie über den Selbstmord ersichtlich, wird der Tod erst dann zu einer soziologischen Tatsache, wenn er massenhaft auftritt und so in seiner sozialen Bedingtheit fassbar wird. Dem stimmt auch die neuere Rational-Choice-Theorie zu, die sich ansonsten viel auf ihren methodologischen Individualismus zugute hält. Die soziologische Systemtheorie geht noch einen Schritt weiter, indem sie „den“ Menschen in der Umwelt der Gesellschaft platziert. Gesellschaft stellt, wie Luhmann ausführt, eine emergente Ebene sozialer Ordnung dar; sie ist als kommunikativer Zusammenhang von der physiologisch-psychischen Existenz einzelner Individuen unabhängig. Deshalb findet der Tod keinen systematischen Ort im Begriffsgefüge der Systemtheorie. Soziologische Relevanz gewinnt er nur

noch als internes Gesellschaftsphänomen, also aufgrund seiner kontingenten Thematisierung in kommunikativen Zusammenhängen.

Soziologische Beobachtungen zweiter Ordnung haben naturgemäß wenig Tröstliches, aber wir können aus ihnen immerhin etwas über den kommunikativen und institutionellen Rahmen lernen, der uns eine Thematisierung von Todeserfahrungen und -ängsten erlaubt. Thomas Blanke zeigt in seinem Beitrag zu diesem Buch, wie die Alten den Tod gebildet haben und wie wir ihn heute metaphorisch und bürokratisch auf Distanz halten. Dabei entwickelt jedes Zeitalter, jedes soziale System, sogar jedes funktionale Teilsystem in Abhängigkeit von der Entwicklung der Speichermedien eine eigene Gedächtniskultur, die – so Aleida Assmann –, über das private Erinnern hinaus eine reflexive Produktion von Erinnerungsräumen ermöglicht. Im Wissenschaftssystem kann das Erinnern, wie in diesem Fall, die Form eines Gedenkbuchs annehmen. Befreundete Wissenschaftler tun das, was sie am besten können: Sie formulieren Texte mit wissenschaftlichem Anspruch, die in einem engen oder weiteren Zusammenhang mit dem Lebenswerk des Toten stehen.

II.

Die in diesem Buch versammelten Beiträge zum Andenken an Alexander Krafft haben keinen thematischen Schwerpunkt, wie oft bei Gedenkbüchern üblich. Was sie eint, ist das Band der Freundschaft, das die Autorinnen und Autoren mit dem geliebten Toten verband – eine Freundschaft, die erst den hier dokumentierten Dialog über die Fachgrenzen und die Grenzen des Wissenschaftssystems hinaus ermöglichte. Insofern liefern die Beiträge auch ein getreues Spiegelbild der weitgespannten intellektuellen Interessen und Neigungen, die Alexander Krafft in den 30 Jahren seiner akademischen Tätigkeit an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg geleitet haben.

Diskussionen mit ihm waren aus zwei Gründen spannend: Zum einen ließ er sich in aller Regel neugierig und wissbegierig auf die Themen und Prämissen seines Gegenübers ein, wie ich als Co-Autor einer Reihe von Publikationen bezeugen kann. Zum anderen besaß er mit dem Radikalen Konstruktivismus, der Beobachtungstheorie und der soziologischen Systemtheorie ein theoretisches Fundament, das er in Diskussionen flexibel zu nutzen wusste. Unsere beiden letzten Publikationen sind hier noch einmal abgedruckt.¹ Sie zeugen

1 Ich danke der Wochenzeitung „Das Parlament“ sowie dem Metropolis-Verlag für die Genehmigung zum Nachdruck.

sowohl von seiner Fähigkeit, über die Fachgrenzen hinauszudenken, als auch von seiner Bereitschaft, die eigenen theoretischen Grundlagen zu überprüfen und weiterzuentwickeln.

In unserem Essay über das „Elend des Reformierens“ haben wir uns mit den Aporien einer auf sozialstaatliche Einschnitte fokussierten Reformpolitik befasst. Obwohl schon im Frühjahr 2004 formuliert, haben unsere Argumente, wie mir scheint, nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Alfred Tacke, der bis zu seinem Ausscheiden aus der Politik in leitender Funktion an diesem Reformkurs beteiligt war, weist demgegenüber in einer direkten Antwort auf unseren Essay auf die Beweggründe hin, die die damalige Bundesregierung zu ihrer Reformpolitik veranlasst haben und, wie er meint, auch für die Regierung Merkel/ Müntefering maßgebend sind. Hier schließt Thea Dücker an, wenn sie aus Sicht von Bündnis 90/ Die Grünen die Umriss einer neuen, Arbeit, Bildung und soziale Sicherheit einschließenden Reformpolitik skizziert. Arbeit für alle, so ihre These, ist möglich, wenn sich die Politik an die entscheidenden Strukturreformen herantraut.

Unsere Studie über „Kultur und Kontingenz“ ist im Rahmen eines interdisziplinären Forschungszusammenhangs an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg entstanden, in dem sich Betriebswirte, Philosophen und Soziologen um die Entwicklung einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung bemühen. Dabei ging es uns vor allem darum, das Reflexionspotential der soziologischen Theorie (insbesondere der Systemtheorie) für den „cultural turn“ der BWL nutzbar zu machen – was nicht ohne Irritationen abging, wie der Beitrag von Reinhard Pfriem in diesem Band zeigt. Wir haben aber diese durchaus beiderseitigen Irritationen überhaupt nicht negativ gesehen, weil sie uns nötigten, an den unhinterfragt akzeptierten Paradigmen des eigenen Faches zu rütteln und die eigenen Positionen zu präzisieren.

Aufgrund seiner volkswirtschaftlichen Ausbildung besaß Alexander Krafft eine große Affinität zu ökonomischen Problemen und Fragestellungen. Dadurch wurde er zu einem Grenzgänger zwischen den Fächern und Disziplinen: So wie er die Wirtschaftswissenschaften wegen ihres Mangels an soziologischer Reflexion kritisierte, vermisste er die Thematisierung ökonomischer Aspekte in der Soziologie. Insofern war es nur konsequent, wenn er das Gespräch mit Ökonomen und Betriebswirten suchte, die sich selbst um eine sozialwissenschaftliche Reformulierung ihres Fachs bemühten. Dazu gehörte neben Reinhard Pfriem auch Günther Ortman, mit dem wir kurz vor Alex' Tod noch einige Aspekte unserer Arbeit über „Kultur und Kontingenz“

diskutieren konnten. In seinem Beitrag befasst sich Ortmann in aphoristischer Kürze mit Paradoxien in der zeitlichen Dimension sozialen und ökonomischen Handelns, welche meist unbeobachtet, aber deshalb umso wirksamer in der Ökonomie des Alltags und im Alltag der Ökonomie Platz greifen.

Obwohl vom Alter (Jahrgang 1939) und von der Ausbildung her nicht gerade prädestiniert für die Beteiligung am emanzipatorischen Projekt der Studentenbewegung, hat sich Alexander Krafft in seiner ganzen akademischen Karriere für eine gerechtere Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse eingesetzt. Darauf spielt der Beitrag von Stefan Müller-Doohm an, der die Entwicklung der Kritischen Theorie von Horkheimer und Adorno über Habermas bis hin zu ihren jüngsten Varianten im Zusammenhang darstellt und in ihren internen Differenzen beleuchtet. Ein anderer, für Alexander Krafft besonders relevanter Entwicklungsstrang wird von Reinhard Pfriem thematisiert: der Weg von der Marxschen Ökonomiekritik über die Kritik der ökologischen Verhältnisse bis hin zu einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Wirtschaft und der Unternehmung, die mit den theoretischen Verkürzungen der Kapitalismus- und Ökologiediskussion aufräumt.

Damit stellt sich auch die Frage nach dem Subjekt der Emanzipation noch einmal neu. Wie, so das Thema des Beitrags von Eberhard Schmidt, können die an einer Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse interessierten Akteure angesichts divergierender Ressourcen, Problemwahrnehmungen und Situationsdefinitionen ihre Aktivitäten so aufeinander abstimmen, dass dem Siegeszug des globalisierten Kapitalismus Einhalt geboten wird? Die Antwort ist theoretisch wie praktisch offen; wir werden von nun an ohne Alex daran weiterarbeiten müssen.

Günter Ulrich

Oldenburg, im Februar 2006

Alexander Krafft/ Günter Ulrich

Vom Elend des Reformierens¹

Die demoskopischen Umfragen der vergangenen zwei Jahre bieten ein widersprüchliches Bild: Einerseits wird von der Bundesregierung erwartet, daß sie den mit der Agenda 2010 eingeschlagenen Reformkurs fortsetzt. Die Notwendigkeit des Umbaus des Sozialsystems (perspektivisch auch des Steuersystems) steht für weite Kreise der Bevölkerung außer Zweifel. Andererseits befindet sich die Popularität der Reformen im freien Fall. Wie die Ergebnisse der Europawahl vom Juni 2004 zeigen, muss die SPD inzwischen um ihren Rang als Volkspartei fürchten. Selbst im persönlichen Vergleich mit der Oppositionsführung gerät der Kanzler demoskopisch ins Hintertreffen. Die Psychotherapie würde bei einer solchen Konstellation wohl von paradoxer Kommunikation sprechen: Die Wähler kommunizieren Reformbereitschaft, wehren sich aber mit Händen und Füßen gegen alle Versuche, mit durchgreifenden Reformen Ernst zu machen.

Die Regierungspolitik wird nicht mit therapeutischen Mitteln auf diese Situation reagieren können. Stattdessen zeichnen sich nach dem Rückzug Bundeskanzler Gerhard Schröders aus dem Amt des SPD-Parteivorsitzenden zwei Strategien ab. Zum einen, und das ist innerhalb der Regierungskoalition weitgehend unstrittig, muss an der kommunikativen Vermittlung der Reformen gearbeitet werden. Dabei fällt dem neuen Parteivorsitzenden eine wichtige Rolle zu: Franz Müntefering soll die frustrierten Mitglieder und Stammwähler der SPD argumentativ und mit den Mitteln symbolischer Politik auf den Reformkurs einstimmen und von der Unabänderlichkeit des mit der Agenda 2010 eingeschlagenen Wegs überzeugen. Zum anderen dürfte in Zukunft bei der Fortsetzung und Umsetzung der Reformen verstärkt auf die Verteilungswirkung der einzelnen Maßnahmen geachtet werden. Dass einzelne Bevölkerungsgruppen in besonderem Maße belastet werden, vor allem

1 Zuerst erschienen in: Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“) B 40/2004, S. 3–5

Arbeitslose und Rentner, gilt zwar als unvermeidlich; gleichwohl könnte, je näher die Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen (Mai 2005) und die nächste Bundestagswahl (September 2006) heranrücken, das tief in der sozialdemokratischen Tradition verankerte Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit wieder zu Ehren kommen.

Auffällig an der augenblicklichen politischen Konstellation ist, dass alle im Bundestag vertretenen Parteien von der Reformbedürftigkeit des Sozialstaats überzeugt sind. Gestritten wird über die Geschwindigkeit und Radikalität der einzelnen Reformschritte, nicht über die Notwendigkeit von Reformen. Aus der Perspektive dieser politischen Akteure sind es vor allem zwei Faktoren, die eine Reform des Sozialstaats notwendig machen: zum einen die Globalisierung der Güter-, Kapital- und Informationsströme, zum anderen die zunehmende Überalterung der Gesellschaft. Die Globalisierung gefährdet, so wird argumentiert, den mit hohen Arbeitskosten belasteten Wirtschaftsstandort Deutschland. Sie macht vor allem jenen Branchen zu schaffen, die aufgrund ihrer Arbeitsintensität über eine im internationalen Vergleich ungünstige Kostenstruktur verfügen. Da die Politik im nationalstaatlichen Rahmen keine Möglichkeit besitzt und auch keinen Sinn darin sieht, sich gegen den Prozess der Globalisierung zu wehren, setzt sie, ähnlich wie Wirtschaftsunternehmen in Zeiten konjunktureller Flaute, auf striktes Kostenmanagement: Ziel der Reform des Sozialstaats ist die Senkung der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträge, aus denen dieser sich finanziert. Gleichzeitig müssen die sozialen Sicherungssysteme an die Veränderungen im Altersaufbau der Bevölkerung angepasst werden. Längerfristig, darin waren sich schon die 2002/ 2003 von der Regierung und der Opposition eingesetzten Expertenkommissionen einig, wird man um eine Reduzierung des Rentenniveaus (im Vergleich zum jeweiligen Lohnniveau) und eine Erhöhung des Renteneintrittsalters nicht herumkommen, wenn die Beiträge zur Rentenversicherung nicht ins Uferlose steigen sollen.

Dabei sollte aber festgehalten werden, dass die Regierungspolitik mit der Agenda 2010 nur selektiv auf bestimmte Bedingungsfaktoren wirtschaftlichen Wachstums und internationaler Konkurrenzfähigkeit Einfluss nimmt und andere Faktoren weitgehend ausblendet. Auffällig ist vor allem die Fixierung auf das Problem der Arbeitskosten, insbesondere der Lohnnebenkosten. Wenn es richtig ist, dass in einer globalisierten Wirtschaft billige Arbeit überall verfügbar ist, wenn es darüber hinaus stimmt, dass wir auf eine Wissensgesellschaft zusteuern, die auf der fachlichen und sozialen Kompetenz der

Arbeitnehmer beruht und in der die weichen Faktoren der Wirtschaftsentwicklung eine immer wichtigere Rolle spielen, dann muten Strategien zur Senkung dieser Kosten merkwürdig defensiv und hilflos an. Längerfristig konkurrenzfähig wird der Standort Deutschland nicht durch die forcierte Absenkung der Lohnnebenkosten, sondern durch die Schaffung wirtschaftlicher und sozialer Rahmenbedingungen, die Wissen als nachhaltig wirksamen Wettbewerbsvorteil etablieren und dadurch zur Entstehung von Innovationen beitragen – etwa durch Bereitstellung einer entsprechenden Infrastruktur im Telekommunikations-, Verkehrs-, Gesundheits- und Bildungssektor.

Damit soll die Bedeutung des Faktors „Arbeitskosten“ nicht in Abrede gestellt werden. Der inzwischen auch in einigen Hightech-Branchen einsetzende Trend zum „Offshoring“ zeigt, wie schnell die Belegschaften deutscher Firmen im Inland unter Druck geraten, wenn sie mit ähnlich qualifizierten Beschäftigten in Ungarn oder China konkurrieren, die für einen Bruchteil der in Deutschland üblichen Lohnkosten arbeiten. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass eine Reduzierung der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträge zur Sozialversicherung kaum ausreicht, um deutsche Firmen von der Verlagerung von Arbeitsplätzen in Niedriglohnländer abzuhalten. Selbst eine umfassende Deregulierung und Flexibilisierung des Arbeitsmarktes – eine Strategie, die bisher für die Regierungskoalition mit Rücksicht auf ihre Wählerklientel nicht in Betracht kommt – würde für eine Trendwende nicht genügen, weil die Arbeitskosten in Deutschland aus sozialen und kulturellen Gründen nicht auf das Niveau der osteuropäischen und ostasiatischen Konkurrenten heruntergefahren werden könnten. Deshalb wäre es eine Illusion, würde man sich vom Umbau des Sozialstaats eine Wiederherstellung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit erhoffen. Soziale Reformen können vielleicht der deutschen Wirtschaft eine Atempause verschaffen, bis sich technologische und organisatorische Innovationen auszuzahlen beginnen; den Wirtschaftsstandort sichern können sie nicht.

Wie die politische Renaissance der Themen „Innovation“ und „Bildung“ vermuten lässt (Renaissance deshalb, weil die SPD schon im Bundestagswahlkampf 1998 mit dem Begriff der „Innovation“ angetreten ist), scheint sich diese Erkenntnis inzwischen auch bei der rot-grünen Koalition in Berlin durchzusetzen. Allerdings leidet auch die Anfang 2004 angekündigte „Innovationsoffensive“ unter inhaltlichen Engführungen. Verfolgt man die Interviews führender Regierungspolitiker, dann schnurrt „Bildung“ ganz schnell auf natur- und ingenieurwissenschaftliche Kompetenz zusammen; ebenso

wird „Innovation“ mit der Erfindung und Entwicklung von Hightech-Produkten aus der Informations- und Kommunikationstechnologie, der Biotechnologie, Nanotechnologie usw. identifiziert. Wie bei der Reform des Sozialstaats dominiert also auch hier ein auf „hard facts“ verkürztes Gesellschaftsbild: dort die vermeintlich harten Fakten der Ökonomie, hier die Faktizität einer scheinbar objektiven, mit Händen zu greifenden Technik.

Damit knüpft die Reformpolitik an weitverbreitete Gewohnheiten und Denkschemata an. Dass Sparsamkeit eine Tugend ist, zumal in Notzeiten, zählt zum Grundbestand neuzeitlichen Denkens. Der Werbeslogan einer Supermarktkette hat diese Alltagsweisheit sogar zum Trend geadelt: „Geiz ist geil.“ Auch gehört es zu dem Mythen unserer Gesellschaft, dass Erfindungen und Technik den wirtschaftlichen Fortschritt garantieren. Dass Innovation erst dort beginnt, wo Invention endet, und wesentlich von den „weichen“ Faktoren der Ökonomie bestimmt wird (z. B. Organisationskultur und Risikobereitschaft bzw. Freude am Gestalten) ist zwar schon vor fast 100 Jahren von Schumpeter herausgearbeitet worden, hat sich aber als Erkenntnis bis heute nicht in unserem Alltagswissen und im politischen Alltagsgeschäft durchgesetzt.

Allerdings wäre es naiv, würde man den Reformpolitikern Wissensdefizite unterstellen, denen durch Aufklärung, etwa in Form wissenschaftlicher Politikberatung, abgeholfen werden könnte. Denn der auf die Beeinflussung quantifizierbarer und objektivierbarer Faktoren fokussierte Reformansatz lehnt sich nicht nur an das Alltagsverständnis der Wähler an, sondern ergibt sich auch aus der Funktionslogik der Politik. Zum einen müssen Reformen in eine leicht fassliche Form gebracht werden, damit sie auf der politischen Agenda reüssieren können und von den Wählern angenommen werden. Dazu gehört, dass zwischen Reformmaßnahmen und Zielen der Reform ein klar erkennbarer, nach Möglichkeit quantifizierbarer Kausalzusammenhang hergestellt wird. Der Sinn der Einführung eines Nachhaltigkeitsfaktors in der Rentenberechnung erschließt sich z. B. schon bei Anwendung einfacher arithmetischer Regeln: Wenn der Anteil der Rentner an der Wohnbevölkerung zunimmt, muss eben das Rentenniveau, verglichen mit den Erwerbseinkommen, sinken, um den Beitragssatz stabil zu halten. In einigen Fällen, wenn sich Reformbemühungen nicht so einfach mathematisch plausibilisieren lassen, mag es für den politischen Tätigkeitsnachweis auch schon ausreichen, wenn die bei den Vorhaben investierten Summen aufgelistet werden.

Die in den Kindergarten-, Hochschul- oder Straßenbau fließenden Gelder dienen dann als Zeichen dafür, dass die Regierung „verstanden“ hat.

Zum anderen ergeben Reformen nur dort einen Sinn, wo die Politik über Zugriffsmöglichkeiten verfügt. Was z. B. die Förderung der Innovationstätigkeit von Unternehmen angeht, kann die Politik zwar vorteilhafte Rahmenbedingungen für innovatives Handeln schaffen, z. B. durch den Aufbau von Einrichtungen für den Wissenstransfer zwischen Hochschule und Wirtschaft oder durch Bereitstellung von Risikokapital, aber investieren und innovieren müssen die Unternehmen schon selbst. Eine Steuerung der „weichen“ Faktoren ökonomischer Entwicklung liegt vollends außerhalb der Reichweite politischer Entscheidungen. Bundeskanzler und Bundespräsident können sich öffentlich für eine größere Risikobereitschaft in ökonomischen und sozialpolitischen Belangen („Risikokultur“) stark machen; es ist aber eher unwahrscheinlich, dass nach solchen Äußerungen gleich ein „Ruck“ durch unsere Gesellschaft geht.

Die Reformpolitik ist aber nicht nur sachlich eingeschränkt, sondern stößt auch in der zeitlichen Dimension an ihre Grenzen. Während nämlich die Weichenstellungen der Reform jetzt schon getroffen werden müssen, fallen die von ihr zu erwartenden Erträge erst in einer fernen Zukunft an, die, das ahnen nicht nur die politischen Akteure, sondern auch die Wähler, sowieso ganz anders sein wird, als wir sie uns heute ausmalen. Deshalb sind sozialstaatliche Reformen, ähnlich wie beim Management von Veränderungsprozessen in Unternehmen („Change Management“), schon im Augenblick des Reformierens auf positive Effekte angewiesen, um sich gegenüber den Betroffenen zu legitimieren.

Wo aber sollen kurzfristig die positiven Effekte herkommen? Wie die parteienübergreifende „Politik der ruhigen Hand“ zwischen 1990 und 2002 zeigt, haben sich die Volksparteien, egal ob christ- oder sozialdemokratischer Provenienz, immer schon mit Reformprojekten schwer getan, welche am erreichten Stand des Ausbaus der sozialen Sicherungssysteme rütteln. Erst die aktuelle Finanzierungskrise der Sozialsysteme hat (wiederum parteienübergreifend) die Politik aufgeschreckt und auf Reformkurs gebracht. Die Krise wirkt als Katalysator der Reform, weil sie mit Denktabus aufräumt und die Gewichte in der politischen Arena verschiebt. Die Traditionalisten in der SPD und der Arbeitnehmerflügel in der CDU/CSU, aber auch die Gewerkschaften stehen mit dem Rücken an der Wand.

Während also die Finanzierungskrise der Sozialsysteme auf der einen Seite Reformblockaden beseitigt (die Krise als „window of opportunity“ der Reformpolitik), fehlen auf der anderen Seite – gerade wegen der akuten Finanzierungskrise – die Mittel, um die Wähler durch gleichzeitige finanzielle Entlastungen oder Gratifikationen von der Sinnhaftigkeit des Reformkurses zu überzeugen. Das zeigt sich z. B. bei der Debatte um die zum ersten Januar 2004 in Kraft getretene Gesundheitsreform. Die Bürger waren deshalb so empört, weil sie mit steigenden finanziellen Belastungen konfrontiert wurden, ohne durch einen Gegenwert in Form von Qualitätsverbesserungen oder geringeren Beitragszahlungen entschädigt zu werden.

So gerät Reformpolitik, die sich zunächst als Krisenmanagement bewähren muss und auch so wahrgenommen wird, selbst in die Krise. Wenn dann unter hohem Handlungsdruck auch noch handwerkliche Probleme des Reformierens hinzukommen, etwa die mangelhafte Abstimmung der Reformvorhaben innerhalb der Ressorts und zwischen den Ressorts oder undurchsichtige Bargaining-Prozesse zwischen Bund und Ländern oder zwischen Politik und mächtigen Interessengruppen, geht das Vertrauen in die Reformpolitik der Bundesregierung rasch gegen Null.

Wie aber erklärt sich die prinzipielle Reformbereitschaft der Bürger? Haben wir es dabei mit mehr oder weniger gefestigten Grundüberzeugungen zu tun – darauf könnte eine kommunikativ geschickte Reformpolitik aufbauen –, oder handelt es sich bloß um eine Fassade, die immer dann bröckelt, wenn die Reformen den eigenen Partikularinteressen zuwiderlaufen? Die mit jedem Reformprojekt aufflammende Welle der Entrüstung (mal geringer, wie bei der Verschärfung der Zumutbarkeitsregelung für Arbeitslose, mal größer, wie bei der Praxisgebühr) deutet in die letztere Richtung. Vielleicht steckt aber auch gar keine rationale Einsicht dahinter, und die demoskopischen Ergebnisse werden von der Politik nicht richtig interpretiert. Die Reformbereitschaft der Bevölkerung könnte ebensogut einer tiefverwurzelten Angst entspringen: Angst vor der herauf dämmernden Globalisierung, Angst, den Anschluss zu verlieren, Angst vor einer unbekannt bleibenden Zukunft überhaupt. Wenn diese Interpretation richtig ist, steht der Reformdiskurs als Form der Angstkommunikation in einer „guten“ deutschen (Nachkriegs-) Tradition: vom Slogan „Keine Experimente“ der Adenauer-Ära über die Bedrohungsängste im Kalten Krieg und die Atom-Ängste der 70er und 80er Jahre bis hin zum Globalisierungsschock der Gegenwart. Dies würde auch recht gut die Paradoxie der Reformkommunikation erklären, denn die Angst vor

dem Ausbleiben der Reform und die Angst vor der Reform bilden nach diesem Muster nur zwei Seiten derselben Medaille. Das sind ungünstige Auspizien nicht nur für die Reformpolitik der rot-grünen Regierung, sondern für die Reformpolitik in Deutschland überhaupt.

Alexander Krafft/ Günter Ulrich

Kultur und Kontingenz: Der Beitrag der Systemtheorie zur kulturwissenschaftlichen Wende in der Ökonomie*

1 Vom Homo Oeconomicus zum kulturwissenschaftlichen Erklärungsprogramm

Die Kritik an den Modellannahmen der neoklassischen Ökonomie ist fast so alt wie die Neoklassik selbst: Sie reicht, um nur einige prominente Beispiele aus dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften herauszugreifen, von der Historischen Schule (Schmoller) über den amerikanischen Institutionalismus (Veblen, Commons) bis hin zur neueren Verhaltensökonomie (Kahneman/Tversky) und Institutionenökonomie (Williamson, North), die alle auf ein plausibleres und erklärungskräftigeres Modell wirtschaftlichen Handelns und Verhaltens abzielen.¹

Zum einen richtet sich die Kritik gegen das Modell des „homo oeconomicus“, also gegen die Vorstellung, wirtschaftliche Akteure seien über ihre Handlungsalternativen perfekt informiert und auf der Grundlage einer exogen gegebenen, vollständigen und logisch konsistenten Präferenzordnung in der Lage, jene Handlungsalternative zu wählen, die ihnen den höchsten Nutzenwert verspricht.² So weist z. B. Knight (1921) darauf hin, dass ökonomische Akteure angesichts der Ungewissheit der Zukunft keine Optimierungsentscheidungen treffen können. Simon (1957) macht auf die „bounded rationality“ individueller ökonomischer Akteure aufmerksam und schlägt vor, das Maximierungsprinzip durch das (seinerseits rationale) Streben nach zufriedenstellenden („satisficing“) Lösungen zu ersetzen. Kritisiert wird auch die

* In erweiterter Fassung erschienen in: FUGO (Hrsg.) 2004; Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung, Marburg, 155–209.

1 Für eine differenzierte Analyse und Kritik des Erklärungsgehalts der modernen Wirtschaftswissenschaften vgl. neuerdings auch Boehm u. a. 2002.

2 Zur Diskussion um den „homo oeconomicus“ und zur Kritik am Verhaltensmodell der Wirtschaftswissenschaften vgl. Kirchgässner 1991.

Unterstellung, dass die individuellen Präferenzen logisch und über die Zeit hinweg konsistent geordnet sind, also keine das Rationalmodell tangierenden Widersprüche aufweisen.³ Die moderne, auch mit Labormethoden und Computersimulationen arbeitende Verhaltensökonomie hat darüber hinaus eine Vielzahl weiterer „Anomalien“ (Frey 1997) festgestellt, die mit dem neoklassischen Verhaltensmodell nicht mehr zureichend erklärt werden können.⁴

Zum anderen geraten die mit dem Modell des „homo oeconomicus“ verbundenen Situationsannahmen⁵ in die Kritik, z. B. das Konzept effizienter Gleichgewichte auf der Grundlage von Optimierungshandeln, die Unterstellung einer kostenlos und unproblematisch gegebenen Eigentumsordnung oder die Vernachlässigbarkeit von Transaktionskosten. Hier knüpft die moderne Institutionenökonomie an, die, in ihrer paradigmatischen Formulierung bei Williamson (1990), nicht nur dem von Simon entwickelten Modell der begrenzten Rationalität folgt, sondern auch auf die verhaltensprägende Kraft sozialer und ökonomischer Institutionen aufmerksam macht. „Institution“ ist in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts zum Zauberwort avanciert, auf das sich die meisten Kritiker des neoklassischen Erklärungsprogramms verständigen können: teils im engeren Sinne als ökonomische Institution (Beherrschungs- und Überwachungssysteme zur Kontrolle von Transaktionen), teils auch weiter gefasst als soziale Institution im Sinne von Regeln, Gepflogenheiten oder Sitten, „die Menschen zur Gestaltung menschlicher Interaktion ersinnen“ (North 1992, 4).

In seiner erweiterten Fassung überschneidet sich der ökonomische Institutionenbegriff mit dem Institutionen- und Normenbegriff der Soziologie.⁶ Die Soziologie hat sich bekanntlich seit ihren Anfängen, seit Durkheim und Veblen, um eine institutionentheoretische Lösung des Problems der Handlungskoordination bemüht.⁷ Ökonomische Tatsachen wie etwa Märkte oder Verträge kommen demnach nur deswegen zustande und haben nur deshalb

3 Vgl. Kubon-Gilke 1997.

4 Vgl.– aus Anlass der Verleihung des Nobelpreises an David Kahneman und Vernon Smith – die Übersicht über neuere Entwicklungen in der Verhaltensökonomie bei Heuser 2002. Zum Forschungszweig der Experimentalökonomie vgl. auch Gersemann 2003.

5 Zur Unterscheidung von Handlungsannahmen und Situationsannahmen vgl. Schmid/Maurer 2003, 11 ff.

6 Vgl. dazu Beckert 2002, 135 ff. mit dem Hinweis auf die neuere Theorieentwicklung bei Williamson (1998, 2000).

7 Vgl. Schmid/Maurer 2003, 21 ff. Thorstein Veblen war von Haus aus Ökonom, zählt aber heute aufgrund seines institutionalistischen Ansatzes zu den Klassikern der Soziologie. Vgl. Kaesler/Vogt 2000, 435 ff.

Bestand, weil sich Menschen in ihrem Handeln von allgemein verbindlichen Werten, Normen und Regeln leiten lassen, also (jedenfalls in der Routine ihres Alltagslebens) erwartungskonform agieren, statt ein eigennützig motiviertes Optimierungsverhalten an den Tag zu legen: der Mensch als „homo sociologicus“.⁸ Dem entspricht eine Situationsbeschreibung, die, besonders deutlich bei Parsons, von der Existenz eines gemeinsamen, für alle Gesellschaftsmitglieder verbindlichen und über die Zeit hinweg stabilen Wertesystems ausgeht. Gesellschaftlicher Strukturwandel, Dysfunktionalität und Konflikte werden, so die Kritiker des Parsonsschen Strukturfunktionalismus, weitgehend ausgeblendet.⁹

Der soziologische Neoinstitutionalismus hat dieses Konzept für die Erklärung des Handelns von und in Organisationen fruchtbar gemacht.¹⁰ Organisationen werden nicht, wie etwa noch bei Gutenberg, als zweckrational operierende Einheiten beschrieben, die allein an einer effizienten Gestaltung der Produktion und der die Organisationsgrenzen überschreitenden Austauschbeziehungen interessiert sind, sondern als Akteure, die sich, teilweise unter Zwang, teilweise in einem mimetischen Prozess der Anpassung, an die kulturellen und institutionellen Rahmenbedingungen in ihrer Umwelt anschmiegen, um sich mit den für ihr Überleben wichtigen Legitimationen und Ressourcen zu versorgen.

Die Grenzen des (neo)institutionalistischen Erklärungsansatzes zeigen sich besonders dort, wo es um die Analyse der Entstehung von Institutionen und die Frage des institutionellen Wandels geht. Denn wie soll man sich die Entstehung und Veränderung von Regelsystemen vorstellen, wenn soziale und ökonomische Handlungen institutionell determiniert sind und nur noch als „rule following“ konzeptualisiert werden können¹¹? Hans Joas (1992) setzt sich deshalb aus handlungstheoretischer Perspektive für eine Reformulierung und Erweiterung¹² des Handlungsbegriffs ein: Menschliches Alltagshandeln

8 Vgl. dazu Dahrendorfs klassische Studie (1977).

9 Für eine differenziertere Einschätzung der Parsonsschen Systemtheorie vgl. aber Brandt 1993, 106 ff.

10 Zentraler Bezugspunkt des soziologischen Neoinstitutionalismus ist allerdings nicht die soziologische Theorietradition, sondern die amerikanische Organisationsforschung (Hasse/Krücken 1999, 5). Vgl. dazu grundlegend Powell/ DiMaggio 1991; Scott 1995.

11 Auf diesen Punkt hatte schon Veblen in seiner Kritik am „homo oeconomicus“ hingewiesen. Vgl. Reuter 1996, 142 ff.

12 Hartmut Esser (1993) schlägt in dieser Theorielage den entgegengesetzten Weg ein und macht das von Meckling eingeführte und von Lindenberg erweiterte Modell des „Resourceful, Restricted, Expecting, Evaluating, Maximizing Man“ zum Angelpunkt seines sozio-

erschöpft sich nach seiner Auffassung nicht in zweckrationalem Wahlhandeln oder in der Befolgung normativer Vorgaben, sondern besitzt eine kreative, an die Körperlichkeit des Menschen gebundene Dimension. Diese „Kreativität des Handelns“ – also die Fähigkeit, institutionelle Regeln zu interpretieren, situativ anzuwenden und an die jeweiligen Gegebenheiten anzupassen – ist besonders wichtig in Situationen, in denen Routine nicht mehr ausreicht, um die anstehenden Probleme zu lösen: „Gelingt es, durch die veränderte Wahrnehmung die Handlung umzuorientieren und damit wieder fortzufahren, dann ist etwas Neues in die Welt gekommen ...“ (Joas 1992, 190) Ohne Kreativität kein institutioneller Wandel, keine soziale oder ökonomische Innovation.

Diese Kreativität des Handelns ist freilich für Joas keine „*creatio ex nihilo*“, sondern im Gegenteil eine „Leistung innerhalb von Situationen, die eine Lösung fordern“ (Joas 1992, 190); sie ist situierte Kreativität vor dem konstitutiven Hintergrund unreflektierter Weltbilder und Gewohnheiten. Deshalb darf die andere Seite des kreativen Handelns nicht unterschlagen werden: die institutionelle Ordnung der Gesellschaft, die selbst bei Akten höchster Kreativität „einen Sockel routinierter Handlungsvollzüge und schlicht für gegeben unterstellter Weltbeschaffenheit“ bereitstellt (Joas 1992, 287).¹³ Allerdings verändern sich mit der Einführung eines erweiterten Handlungsbegriffs auch die Situationsannahmen, die bisher im Begriff der Institution gebündelt wurden, so dass es ratsam erscheint, an dieser Stelle einen neuen Begriff einzuführen bzw. einen alten Begriff auf neue Weise fruchtbar zu machen: den der Kultur.

Die von Geertz (1995) verwendete Definition – Kultur als „geordnete Menge sinnhafter Symbole“ bzw. als ein von den Menschen „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“ – weist bereits auf die Vorzüge einer kulturwissenschaftlichen Begriffsbildung hin. Wir nennen hier nur zwei Punkte. Erstens: Folgt man dem ökonomischen und soziologischen (Neo)Institutionalismus, dann zeichnen sich „Institutionen“ durch ihre Regelmäßigkeit aus; diese Regeln (oder Normen) müssen nicht immer explizit sein, aber es handelt sich immer um Regeln zur Orientierung und Koordination ökonomischen bzw. sozialen

logischen Erklärungsansatzes. Da wir uns in diesem Kapitel auf die Rekonstruktion der Genese des kulturwissenschaftlichen Forschungsansatzes beschränken, werden wir den modernen Varianten der „Rational Choice“-Theorie nicht weiter nachgehen.

13 Diese Aussage wird von Joas nicht weiter konkretisiert, was ihm den Vorwurf eingetragen hat, er habe der „Einbettung von individueller und kollektiver Kreativität in den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang“ zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt (Münch 2003, 337).

Handelns.¹⁴ Demgegenüber ist „Kultur“ von vornherein weiter gefasst: Der Begriff schließt sowohl kognitive Deutungsmuster, Wissensordnungen und Semantiken ein, welche überhaupt erst eine Interpretation von Handlungsregeln ermöglichen, als auch deren affektive Gewichtung und moralische Evaluation.¹⁵ Zweitens: Anders als der ökonomische und soziologische (Neo)Institutionalismus, der ein weitgehend statisches Bild individuellen und kollektiven Verhaltens zeichnet¹⁶, machen moderne Kulturtheorien auf die dynamische Rekursivität zwischen sozialen Praktiken und der kognitiven und symbolischen Ordnung der Gesellschaft aufmerksam. Damit gerät auch die Vorstellung ins Wanken, dass Gesellschaften durch Kultur integriert und stabilisiert werden. Kulturelle Sinnsysteme und Wissensordnungen, so die Kernaussage moderner Kulturtheorien, sind systematisch mehrdeutig und heterogen; nur so kann überhaupt die Möglichkeit kulturellen Wandels erklärt und begründet werden.¹⁷

Bei allen Revisionen an den Modellen des „homo oeconomicus“ und „homo sociologicus“ ist aber der Kern dieser Modellannahmen erhalten geblieben: die Vorstellung nämlich, dass ökonomische und soziale Tatsachen auf menschliches Handeln zurückzuführen sind. Das gilt auch für die modernen Kulturwissenschaften.¹⁸ Sie geben zwar zu, dass Handeln kulturell gerahmt ist und ohne eine kollektiv existierende sinnhafte Ordnung gar nicht vorstellbar wäre; deshalb rücken sie meist vom Prinzip des methodologischen Individualismus ab. Gleichwohl ist bei ihnen ein theoretischer und forschungsstrategischer Bias zu beobachten: Die rekursive Beziehung zwischen Handlungen und kulturellen Bedeutungsstrukturen wird aufgebrochen und zugunsten der körperlichen und symbolisch vermittelten Praktiken der Individuen asymmetrisiert.

Die offene Flanke dieses kulturwissenschaftlichen Modells¹⁹ liegt zum einen im Handlungsbegriff selbst (bzw. im Begriff der „Praktiken“), weil Handlung

14 Denzau/ North (1994) unterscheiden dementsprechend zwischen Institutionen und „mental modells“ – eine begriffliche Differenzierung, die sehr zu begrüßen ist, weil sich die Begriffe „Kultur“ und „Institution“ sonst gegenseitig überflüssig machen würden.

15 Zu diesem erweiterten Kulturbegriff vgl. Schmidt 2002, 48.

16 Vgl. Priddat 2003; Walgenbach 2002, 350.

17 Vgl. Reckwitz 2000, 638 ff.

18 Vgl. etwa Fuchs 2001, 37 ff.; Jaeger 2003, 216 ff.; Reckwitz 2000; Dux 2000.

19 Wir müssen an dieser Stelle auf eine genauere Diskussion des kulturwissenschaftlichen Modells verzichten und gehen nur auf jene Punkte ein, wo wir ein weiterführendes Erklärungspotential der Systemtheorie vermuten.

gen (Praktiken) als ontologische Tatsache vorausgesetzt werden müssen, obwohl gerade aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ersichtlich ist, dass wir es mit Zuschreibungen auf der Grundlage kultureller Unterscheidungen und Deutungsmuster zu tun haben. Zum anderen bekommt eine kulturwissenschaftlich reformulierte Handlungstheorie Probleme mit der Erklärung emergenter sozialer Ordnungen und Sinnstrukturen, die sich in aller Regel hinter dem Rücken der Individuen herausbilden und nicht auf die Intentionalität des Handelns angewiesen sind.²⁰

Die moderne Systemtheorie vermeidet den oben beschriebenen Bias, weil sie von Handlung auf Kommunikation umstellt. Gesellschaften und gesellschaftliche Teilsysteme erscheinen nicht mehr als das Ergebnis leibgebundener und symbolisch vermittelter Praktiken, sondern als selbstreferentiell operierende Kommunikationssysteme, die die kommunikativen Ereignisse, aus denen sie bestehen, selbst hervorbringen. Damit löst sich für Luhmann das Rätsel der Emergenz des Sozialen: Soziale Systeme sind Ordnungen *sui generis*; „Handlungen“ und „Personen“ stellen soziale Konstrukte dar, die im Prozess der Kommunikation erzeugt werden, um kommunikative Anschlüsse sicherzustellen. In diesem Sinne – und nur in diesem Sinne – können soziale Systeme dann auch wieder als Handlungssysteme charakterisiert werden.²¹

Wird damit ein separater systemtheoretischer Kulturbegriff überflüssig? In der Tat hat Luhmann in einer vielzitierten Wendung „Kultur“ als „einen der schlimmsten Begriffe“ bezeichnet, „die je gebildet worden sind“ (Luhmann 1995a, 398). Er sei nur deshalb noch in Gebrauch, weil der „Vorschlag, auf ihn zu verzichten, wenig Erfolgsaussichten hätte, solange keine Nachfolgebegrifflichkeit mitangeboten wird“ (Luhmann 1997, 881). Auf der anderen Seite gibt es, wie wir im Folgenden zeigen werden, zahlreiche Querverbindungen zu den „altdeutschen“ Kulturwissenschaften und zur neueren kulturwissenschaftlichen Diskussion. Gemeinsam ist beiden – Systemtheorie und modernen Kulturwissenschaften –, dass sie einen differenztheoretischen Kulturbegriff zugrundelegen. Kultur dient demnach nicht allein der Erhaltung der sozialen Ordnung, sondern stellt diese zugleich zur Disposition, weil sie Differenzen produziert und gegebene Lebensformen und Bedeutungsstrukturen als kontingent erscheinen lässt.

20 Vgl. dazu den instruktiven Sammelband von Greshoff u. a. 2003.

21 Vgl. Luhmann 1984, 191 ff. und 377 ff.

2 Die Kultur der Gesellschaft: eine systemtheoretische Synopse

Bei allen Bemühungen, sich von der „alteuropäischen“ Tradition abzusetzen²², kann die soziologische Systemtheorie doch nicht darauf verzichten, traditionelle philosophische und soziologische Begriffe aufzunehmen und weiterzuverwenden. Und sie werden auch nicht nur an peripherer Stelle eingebaut: Begriffe wie Sinn, Person, Kommunikation, Handlung oder Struktur spielen in der Theoriearchitektur der Systemtheorie eine wichtige Rolle – wenngleich sich in vielen Fällen Bedeutungsverschiebungen registrieren lassen, die den Bruch mit klassischen Gesellschaftstheorien markieren. Für den Kulturbegriff gilt das nicht. Luhmann greift ihn zwar gelegentlich in seiner allgemeinen Theorie sozialer Systeme auf und er findet sich auch in seinen Studien über die gesellschaftlichen Teilsysteme und die „Gesellschaft der Gesellschaft“. Gleichwohl wird der Kulturbegriff, wie wir bereits darauf hingewiesen, aus der Theoriearchitektur der Systemtheorie ausgespart: ein Paria unter den Begriffen der alteuropäischen Moderne.

Wie ist diese geradezu idiosynkratische Ablehnung des Kulturbegriffs zu erklären? Ein Einwand bezieht sich auf die enorme Spannweite des modernen Kulturbegriffs: „Sie reicht von den symbolischen Grundlagen des Handelns (Parsons) bis zur Gesamtheit menschlicher Artefakte.“ (Luhmann 1995b, 31) Ein Kulturbegriff aber, der alles umfasst, was nicht Natur ist²³, gibt aus soziologischer Perspektive wenig her, weil sich „innerhalb des Sozialen kaum noch Grenzen ausmachen“ lassen (ebd.). Kultur und Gesellschaft fallen soweit zusammen, dass man auf einen dieser beiden Begriffe verzichten kann (und im Interesse begrifflicher Präzision verzichten muss). Max Weber hat sich dementsprechend für den Kulturbegriff entschieden und platziert ihn überall dort, wo wir heute in aller Regel den Begriff der Gesellschaft verwenden würden²⁴; Luhmann geht den umgekehrten Weg und entwirft eine „soziologische Theorie alles Soziale(n)“ (Luhmann 1984, 9), die ohne den Kulturbegriff auskommt oder auszukommen beansprucht.

22 Vgl. dazu etwa Luhmann 1997, 16 ff.

23 Luhmann hat die Vorstellung, Kultur sei die Gesamtheit menschlicher Artefakte, wiederholt ironisch kommentiert. Offenbar werde all das als Kultur angesehen, „was man im Boden findet und was dort nicht hingehört“ (Baecker 1999, 38). Oder eine andere Äußerung aus seiner Theorie sozialer Systeme: „Archäologen würden gewiß auch Mausefallen selbst als Kultur ansehen, wir dagegen nur die im Objekt reproduzierte Möglichkeit, sie zum Gegenstand der Kommunikation zu machen.“ (Luhmann 1984, 224, Fuß. 49).

24 Max Webers Soziologie ist, wie Hartmann Tyrell einmal treffend bemerkt hat, eine Soziologie ohne Gesellschaftsbegriff (Tyrell 1994).

Obwohl sich Luhmann von der kulturwissenschaftlichen Ausrichtung der Weberschen Soziologie verabschiedet, lassen sich zahlreiche ideengeschichtliche Querverbindungen nachweisen.²⁵ Schon Dilthey hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts von den „Systemen der Kultur“ gesprochen – Religion, Kunst, Recht, Wirtschaft und Wissenschaft –, die sowohl in ihrer Autonomie als auch in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang untersucht werden müssten²⁶; ebenso spricht Max Weber zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einem „Polytheismus“ der „Wertordnungen“ (Weber 1994, 16), die, jede für sich, als geschlossenes Ganzes anzusehen seien und ein wertspezifisches Deutungsmonopol für sich in Anspruch nähmen. Luhmanns Autopoiesiskonzept²⁷ führt diese kultursoziologischen Ansätze mit einer ganz anderen, systemtheoretischen, Begrifflichkeit weiter. Die Weberschen Wertsphären werden als funktionale Teilsysteme dechiffriert, die – so Luhmann – aus Kommunikationen bestehen und ihre Sinn Grenzen durch die Verwendung binärer Codes stabilisieren. Wirtschaftliche Kommunikation (z. B. in Form von Tauschakten) orientiert sich einzig am Code Haben/Nichthaben bzw. Zahlen/Nichtzahlen und bezieht daraus seine schon von Max Weber hervorgehobene „Rationalität“ (Luhmann 1988a). Wissenschaft, um ein anderes Beispiel zu nehmen, zeichnet sich durch die Verwendung des Codes „wahr/ falsch“ aus und kann nur unter Verwendung dieses Leitwerts als wissenschaftliche Kommunikation beobachtet und anschlussfähig kommuniziert werden (Luhmann 1990). Aufgabe der Soziologie ist es – Luhmann zufolge –, diese teilsystemischen Logiken aufzuspüren, die das Bild der ausdifferenzierten modernen Gesellschaft prägen und im Denken und Handeln der gesellschaftlichen Akteure präsent sind. Insofern schließt die Systemtheorie, zumal seit ihrer autopoietischen Wende, durchaus an die Traditionslinie einer kulturwissenschaftlich orientierten Soziologie an, was Johannes Berger kürzlich dazu ver-

25 Vgl. Tyrell 1998; Schimank 2003, 265 ff.

26 Vgl. Baecker 2001, 100 f.

27 Der Begriff der „Autopoiesis“ ist von Humberto Maturana eingeführt worden, um damit die besondere Organisationsform lebender Systeme (z. B. Zellen) zu charakterisieren (Maturana 1985, 141 ff.). Luhmann hat diesen Begriff – gegen den Protest Maturanas – für die Soziologie fruchtbar gemacht. Soziale Systeme sind nach seiner Auffassung autopoietisch organisiert, weil sie, analog zu lebenden Systemen, aus Netzwerken kommunikativer Ereignisse bestehen, die sich aufgrund von Kommunikationen reproduzieren und so für die Einheit des Systems sorgen. Damit kann die Konstitution und der Prozess der Selbstorganisation sozialer Systeme beschrieben werden, ohne gemeinschaftsfördernde Motive oder Wertvorstellungen bei den Handelnden unterstellen zu müssen (vgl. zusammenfassend Kneer/ Nassehi 1993, 65 ff.). Zur Kontroverse zwischen Maturana und Luhmann vgl. Maturana/ Pörksen 2002, 111 ff., Luhmann 1995d, 271 f., Luhmann 2002, 112 ff.

anlasst hat, von einem „cultural turn (...) der Systemtheorie“ zu sprechen (Berger 2003, 226).²⁸

Hält die Systemtheorie damit schon einen Schlüssel zur Erklärung sozialer Prozesse und Strukturen in der Hand? Folgt man den Kritikern der Systemtheorie, kann die Analyse der teilsystemischen Kodierung bestenfalls einen Baustein für soziologische Untersuchungen liefern, reicht aber für sich genommen nicht aus, um soziologische Tatbestände angemessen zu erfassen und zu erklären.²⁹ Selbst kritische Sympathisanten der Systemtheorie warnen inzwischen vor „sozialtheoretischen Reinheitsexerziten“ (Koschorke/ Visman 1999, 10), die an der konstitutiven Polyvalenz und Mehrdeutigkeit gesellschaftlicher Tatsachen vorbeizielten: „Auf allen Feldern tauchen Grenzphänomene und -konflikte auf, die eine Grauzone zwischen systemtheoretischen Abläufen schaffen und offenbar nur durch die improvisierte Anwendung verschiedener Codes, durch Mischlösungen (...) zu handhaben sind. Ökonomisch-kulturelle, moralisch-rechtliche oder etwa ästhetisch-politische Hybride lassen sich nicht einfach als Randerscheinungen, Überfremdungen oder Fehlformen reiner Systemabläufe abtun.“ (ebd.) Die Systemtheorie, so die Quintessenz der Kritik, sei bei ihrem „cultural turn“ offenbar auf halbem Wege stehengeblieben, weil sie sich einseitig auf die autopoietische Geschlossenheit der Teilsysteme konzentriert habe, ohne sich gleichzeitig auch für die Verschränktheit dieser Teilsysteme zu interessieren. Die Systemtheorie setzt sich damit demselben Einwand aus, der gegen die Modelle des Homo Oeconomicus und Homo Sociologicus vorgebracht worden ist: dass sie nämlich in ihren Bemühungen, die Kommunikation in den sozialen Teilsystemen auf ihren logischen (binären) Kern zurückzuführen, blind geworden sei für die empirische Vielfalt des Sozialen.

Allerdings bezieht sich diese Kritik vor allem auf den aktuellen Stand der Ausarbeitung der Systemtheorie und berücksichtigt nicht die von ihr bereitgehaltenen Erklärungspotentiale. Wir nennen hier nur zwei Punkte: Zum

28 Der mit diesem „cultural turn“ verbundene Erkenntnisgewinn wird auch von Soziologen anerkannt, die der Systemtheorie ansonsten mit einiger Distanz gegenüberstehen. So schreibt Hartmut Esser, ein ausgewiesener Protagonist des methodologischen Individualismus: „Die ‚Arbeit am Begriff‘ fördert oft ganz neuartige und fruchtbare Sichtweisen zu Tage. Und das ist für viele Erklärungsprobleme in der Soziologie von unschätzbarem Wert – wie etwa Luhmanns Beobachtung, daß moderne Gesellschaften kein Steuerungszentrum mehr haben und ihre Teilsysteme der Eigen-Sinnigkeit ihrer ‚Codes‘ folgen.“ (Esser 1993, 61)

29 Vgl. Schimank 2003, 274 ff.; Esser 1993, 493 ff.

einen weist Luhmann ausdrücklich darauf hin, dass es für die Autopoiesis gesellschaftlicher Teilsysteme nicht ausreicht, wenn sich binäre Codes etablieren, die die operative Schließung von Kommunikation ermöglichen. Man braucht auch Kriterien – Luhmann bezeichnet sie als „Programme“ –, an denen sich die Zuordnung zum positiven oder negativen Wert eines Codes orientieren kann. Im Teilsystem Wirtschaft wird z. B. der Code zahlen/nicht-zahlen durch Investitionsprogramme und Konsumprogramme spezifiziert, die auf der Basis von Marktbeobachtungen bzw. Konsumwünschen unter der Bedingung begrenzter Budgets erstellt werden (Luhmann 1988a, 249 f.). Dabei legt der ökonomische Code keineswegs fest, wie die Investitionsprogramme der Unternehmen oder die Konsumprogramme der Haushalte auszu-sehen haben: „Unternehmen können in Produktionsanlagen, in eigene Forschungs-labors oder in den Aufbau einer innerbetrieblichen Rechtsabteilung investieren, Familien Teile ihres Einkommens für Ferienreisen, Versicherungen und Anwaltskosten ausgeben, aber immer geht es um die Disposition über Zahlungen und muss entschieden werden, ob es sich lohnt, die entsprechenden Güter und Dienste zu erwerben oder nicht, d. h. dafür zu zahlen oder nicht zu zahlen.“ (Schneider 2002, 310) Die Verwendung des ökonomischen Codes verpflichtet Unternehmen und Haushalte nicht einmal auf das Prinzip der Profit- oder Nutzenmaximierung. Wichtig ist nur, dass die Investitions- und Konsumprogramme für die Wiederherstellung von Zahlungsfähigkeit sorgen und insofern die Autopoiesis der ökonomischen Kommunikation sicherstellen.³⁰

Durch die intern erzeugten Programme werden, und das ist für unseren Zusammenhang besonders interessant, Fremdreferenzen, also Umweltorientierungen, in die Operationen des Systems eingebaut (Luhmann 1997, 377). Anders als der binäre ökonomische Code sind sie offen für dritte Werte: für die Erfordernisse politischer Opportunität ebenso wie für Schönheitsüberlegungen oder die Frage der Verfügbarkeit wahren Wissens.³¹ Deshalb bietet die systemtheoretische Unterscheidung von Code und Programm einen guten Ausgangspunkt für das Verständnis der hybriden, mit ästhetischen, moralischen oder politisch-rechtlichen Elementen angereicherten Erscheinungsformen des modernen Wirtschaftslebens. Allerdings ist die Systemtheorie in

30 So ist es, Luhmann zufolge, durchaus mit der Codierung des Wirtschaftssystems vereinbar, „daß Produktionsorganisationen Umweltschonung als Nebenziel beachten; vor allem wenn sie durch Manager geführt werden und keinen dringenden Anlaß zu einer aktionärsfreundlichen, an Aktienkursen orientierten Dividendenpolitik sehen“ (Luhmann 1988c, 119 f.).

31 Vgl. Baraldi u. a. 1997, 139 ff.

dieser Richtung bisher kaum vorangekommen. Eine auf der Unterscheidung von Code und Programm aufbauende Analyse teilsystemspezifischer Kommunikationen (insbesondere innerhalb des Wirtschaftssystems) steht, darauf machen nicht nur die Kritiker der Systemtheorie aufmerksam³², sondern auch Luhmann selbst³³, immer noch aus.³⁴

Zum anderen greift die Systemtheorie für eine genauere Analyse der System-Umweltbeziehungen auf das von Maturana³⁵ entwickelte Konzept der strukturellen Kopplung zurück. Die verschiedenen gesellschaftlichen Funktionssysteme sind demzufolge nicht bloß autopoietisch geschlossen, also gegen determinierende Umwelteinflüsse abgeschirmt, sondern zugleich auf Leistungsbeziehungen zu den Systemen in ihrer Umwelt angewiesen, um ihre Autopoiesis fortsetzen zu können. So ist z. B. die Wirtschaft an das Rechtssystem gekoppelt, weil ökonomische Transaktionen von der Institutionalisierung der Rechtsinstitute „Eigentum“ und „Vertrag“ abhängen (Luhmann 1993, 452 ff.). Gleichwohl operieren beide Systeme überschneidungsfrei. Sie können sich zwar wechselseitig irritieren und füreinander Leistungen erbringen – aber immer nur nach Maßgabe ihrer internen kommunikativen Ordnung.

Das Konzept der strukturellen Kopplung könnte demnach einen Beitrag zur Klärung der Frage leisten, wie sich politische Programme, wissenschaftliche Forschung, rechtliche Regulierungen etc. in ökonomische Prozesse einschreiben, ohne dazu – wie etwa im soziologischen Neoinstitutionalismus oder in neueren strukturfunktionalistischen Varianten³⁶ – einen Sinntransfer über die systemischen Grenzen hinweg annehmen zu müssen. Leider ist auch dieses Konzept von Luhmann theoretisch nicht weiter ausgebaut worden³⁷, und es

32 Nach Ansicht von Uwe Schimank „müsste man sich (...) viel stärker um die Programme kümmern, als Luhmann dies getan hat“ (Schimank 2003, 279).

33 So schreibt Luhmann in seiner letzten Publikation zu Lebzeiten nach einer Kurzbeschreibung der Funktion von Programmen: „All dies bedürfte weiterer Forschung.“ (Luhmann 1997, 377)

34 Vgl. aber die jüngst von Kai-Uwe Hellmann publizierte Studie zur „Soziologie der Marke“ (Hellmann 2003).

35 Vgl. Maturana 1985, 150 ff.

36 Vgl. Münch 1991, 172 ff.; 1992, 590 ff.

37 Und das, obwohl das Konzept der strukturellen Kopplung mit der Einführung des Autopoiesisbegriffs und der damit einhergehenden Verschärfung der System/Umwelt-Differenz immer wichtiger wird (Koschorke 1999, 59). Vgl. dazu auch Schimank 2003, 278 ff. Zur neueren Diskussion über den Begriff der „strukturellen Kopplung“ siehe das Heft 2 (2001) der Zeitschrift „Soziale Systeme“.

fehlt erst recht an Analysen, die die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes an konkreten Beispielen demonstrieren könnten.³⁸

Damit ist aber noch nicht geklärt, ob sich der Kulturbegriff erübrigen würde, könnten die hier aufgezeigten Theoriepotentiale konsequent genutzt werden. Offenbar interessiert sich die Systemtheorie nicht für die *Gesamtheit* der Lebensformen und Bedeutungswelten einer Gesellschaft (so die weithin akzeptierte Definition von Kultur), sondern konzentriert sich auf die Analyse bestimmter Segmente der Kultur – nämlich auf die funktional differenzierten Teilsysteme der Gesellschaft (eben die Weberschen „Wertsphären“).³⁹ Wo aber bleiben bei Luhmann die regionalen Kulturen (im Plural), wo bleiben die Bedeutungswelten der Klassen, Schichten und Milieus, jene kulturellen Differenzierungen, die bei Bourdieu (1987) als „feine Unterschiede“ markiert und thematisiert werden? Solche Phänomene liegen anscheinend unterhalb des Abstraktionsniveaus der Systemtheorie.⁴⁰ Luhmann gibt zwar zu, dass es jenseits der funktionalen Teilsysteme eine Vielzahl von „Kulturen“ gibt (so wie er auch die Existenz und Virulenz von Moral anerkennt), aber sie bestimmen nach seiner Auffassung nicht den operativen Kern der Gesellschaft, sondern erscheinen als Epiphänomene, die im Prozess der funktionalen Differenzierung erzeugt bzw. überformt werden.

Wir haben bisher gezeigt, wie die Systemtheorie das differenzierungstheoretische Konzept der Wertsphären autopoietisch zuspitzt und auf diese Weise, in einem „cultural turn“, das Erbe der kulturwissenschaftlichen Soziologie antritt. Dabei wird der Kulturbegriff durch den Sinnbegriff substituiert: Kultur als Gesamtheit des in den sozialen (Teil-)Systemen konstituierten und verwendeten Sinns. Unklar ist aber, wie es diesen Systemen gelingt, den potentiell verfügbaren Sinn so zu selektieren, dass anschlussfähige Kommunikation zustande kommt. Damit stellt sich die von der politischen Philosophie der frühen Moderne (Hobbes) und dann wieder von Parsons aufgeworfene Frage nach der Möglichkeit sozialer Ordnung, also die Frage nach den sozialen Mechanismen, die es Personen in einer Situation doppelter Kontingenz erlauben, sich an den Erwartungen des jeweils Anderen zu orientieren, um

38 Hutter (1989) und Eichmann (1989) befassen sich zwar mit den intersystemischen Beziehungen zwischen Recht und Wirtschaft bzw. Bildungs- und Beschäftigungssystem, schenken aber dem Begriff der strukturellen Kopplung keine sonderliche Aufmerksamkeit.

39 Daneben gerät allenfalls noch das Sozialsystem „Organisation“ in den Blick (siehe Kap. 3).

40 Vgl. Helmstetter 1999, 83.

eine kommunikative Abstimmung zu erreichen. Für Parsons⁴¹ ergibt sich die Möglichkeit sozialer Ordnung aus der Verfügbarkeit allgemeiner Symbole, die, vom Kultursystem bereitgestellt, ein gemeinsam geteiltes Situationsverständnis ermöglichen und von den Menschen bei der Koordination ihres Handelns benutzt werden können. Aus der Perspektive der neueren Systemtheorie wird damit das Problem freilich nur verschoben: An die Stelle der Frage nach der Möglichkeit sozialer Ordnung tritt jetzt die Frage nach der Möglichkeit gemeinsam geteilter symbolischer Ordnungen und Bedeutungsstrukturen.⁴²

An dieser Stelle springt bei Luhmann – weitgehend unter Umgehung des Kulturbegriffs – der Begriff der „Semantik“ ein: „Die Gesamtheit der für diese Funktion benutzbaren *Formen* einer Gesellschaft (im Unterschied zur Gesamtheit der Sinn aktualisierenden *Ereignisse* des Erlebens und Handelns) wollen wir die Semantik einer Gesellschaft nennen, ihren semantischen Apparat ihren Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln. Unter Semantik verstehen wir demnach einen höherstufig generalisierten, relativ situationsabhängig verfügbaren Sinn.“ (Luhmann 1980, 19; Hervorhebungen im Original) Besonders interessant ist für Luhmann die „gepflegte“ Semantik⁴³, weil sie nicht bloß die Alltagskommunikation orientiert, sondern auch, meist in vertexteter Form, in die Selbstbeschreibung der Gesellschaft und ihrer Funktionssysteme einfließt. Seine in vier Bänden erschienenen begriffsgeschichtlichen Forschungen zur „Gesamttransformation des semantischen Apparats der Kultur“ (ebd., 33) befassen sich mit der parallel zu soziostrukturellen Veränderungen ablaufenden „Ideenevolution“ der Gesellschaft (ebd., 19); sie wollen zeigen, inwieweit zentrale Begriffe, z. B. „Individuum“, „Staat“ oder eben auch „Kultur“, auf die Umstellung der Gesellschaft in Richtung funktionale Differenzierung reagieren, sich in ihren Bedeutungen verändern oder aber hinter der Entwicklung der Gesellschaftsstruktur zurückbleiben.

Wenn sich Luhmann mit Fragen der Semantik befasst, geht es ihm nicht um die Analyse der systemspezifischen Kommunikationen, um die in den Opera-

41 Zuletzt noch in seinem Buch über die amerikanische Universität (Parsons/ Platt 1990).

42 Vgl. Luhmann 1984, 175.

43 Der Begriff der „gepflegten Semantik“ kann schon etymologisch den Bezug zum Begriff der „Kultur“ nicht verleugnen: Der pflegende Umgang (mit der Landwirtschaft, den eigenen geistigen Fähigkeiten usw.) wurde von den Römern „Cultura“ genannt (colere = pflegen); der Begriff „Semantik“ leitet sich vom griechischen „semainein“ (bedeuten, bezeichnen) her.

tionen der Systeme waltende Logik, sondern darum, wie die dort stattfindenden Kommunikationen beobachtet, beschrieben und reflektiert werden. Semantik als Gegenstand der Forschung ist demnach auf einer Beobachtungsebene zweiter Ordnung angesiedelt. Sie manifestiert sich in der „Wiederbeschreibung der Beschreibungen, die das tägliche Leben orientieren“ (Luhmann 2000b, 311). Das gilt erst recht für die „gepflegte Semantik“, die so Luhmann, „von der Basis des Sinnproduzierens schon um zwei Stufen abgehoben ist“ (Luhmann 1980, 20). In den Studien zur Semantik der Gesellschaft nimmt die Systemtheorie demnach eine Beobachtungsposition dritter Ordnung ein: Sie beobachtet, wie sich Gesellschaft mit Hilfe des semantischen Apparats der Kultur selbst beobachtet und beschreibt. Daraus folgt aber nicht, dass die Systemtheorie, als Beobachterin von Beobachtern von Beobachtern, für sich beanspruchen könnte, eine hierarchisch höhere Position einzunehmen bzw. über besser begründetes und sichereres Wissen zu verfügen. Jede Beobachtung, auch die Beobachtung zweiter oder dritter Ordnung, führt, wie Luhmann hervorhebt, einen blinden Fleck mit sich, der im Augenblick der Beobachtung selbst nicht beobachtet werden kann.⁴⁴

Die Einschränkung des weiten kulturwissenschaftlichen Kulturbegriffs (Kultur als Gesamtheit aller Lebensformen und Bedeutungswelten) auf den Bereich der „gepflegten Semantik“ hat, so scheint es, einen großen Vorteil: Sie erlaubt eine strenge Unterscheidung zwischen den kommunikativen Operationen und (Erwartungs-)Strukturen der sozialen Systeme einerseits und der begrifflich kondensierten Selbstbeschreibung dieser Systeme andererseits. „Kultur“ und „Gesellschaft“ fallen nicht mehr zusammen (wie bei Max Weber); sie müssen auch nicht durch Kompromissformeln separiert werden (wie in der Diskussion zwischen Kroeber und Parsons)⁴⁵, sondern bilden voneinander abgrenzbare Bereiche oder Ebenen des Sozialen.

Allerdings handelt sich die Systemtheorie auf diese Weise theoretische Folgeprobleme und empirische Limitationen ein, die eine Thematisierung kultureller Phänomene erschweren oder zumindest in der Vergangenheit erschwert haben. Zum einen wird kritisiert, die Unterscheidung von „gepflegter Semantik“ und „ungepflegter“ Alltagskommunikation und die for-

44 Vgl. dazu Luhmann 1990, 68 ff.

45 Parsons/ Kroeber 1958. Zur Entwicklung des Kulturbegriffs bei Parsons vgl. auch Baecker 2001, 133 ff.

schungsstrategische (vielleicht sogar normative⁴⁶) Präferenz für die Analyse des Bedeutungswandels von Begriffen und Ideen habe zu einer textualistischen Verengung des Kulturbegriffs geführt.⁴⁷ Kultur im Sinne von kommunikativer Alltagspraxis⁴⁸ – immerhin der zentrale Gegenstand der Kultur-anthropologie und der „Cultural Studies“ – könne so nicht mehr in den Blick genommen werden. So richtig diese Kritik ist, wird man sich doch fragen müssen, ob die thematische Verengung auf die „Hochformen der Semantik“ (Luhmann 1980, 20) aus der systemtheoretischen Theoriearchitektur resultiert oder nur Luhmanns spezifischen Forschungsinteressen geschuldet ist. Immerhin gibt es seit einigen Jahren Bemühungen um eine konversations-theoretische Erweiterung der Systemtheorie.⁴⁹

Zum anderen setzt die Kritik bei der Differenz von Sozialstruktur und Semantik an. Problematisch scheint vor allem die im Akt des Unterscheidens mitlaufende Vorstellung, dass sich soziale Strukturen als sinnfrei und unterscheidungsfrei beschreiben lassen, dass wir es hier mit einer harten strukturellen Realität zu tun haben, die vor und unabhängig von unseren sinnhaften Kommunikationen, Erwartungen und Deutungsschemata existiert.⁵⁰ Diese Vorstellung mag für eine strukturtheoretisch argumentierende Soziologie plausibel sein oder für sozialtheoretische Modelle, die mit dem Basis-Überbau-Schema hantieren, sie ist aber, wie Stichweh hervorhebt, für eine autopoietisch gewendete Systemtheorie kaum akzeptabel: „Die Strukturen sozialer Systeme sind von Luhmann bekanntlich mit einiger Konsistenz als Erwartungsstrukturen beschrieben worden. Erwartungen, wenn sie als strukturbildend aufgefasst werden, sind aber nichts anderes als höherstufig generalisierter Sinn, und es fällt deshalb schwer, sie von Semantik zu unterscheiden ...“ (Stichweh 2000, 241) Die Semantik stellt also kein abgeschlossenes, von den kommunikativen Prozessen und Strukturen getrenntes Reich der

46 „Gepflegte Semantik“ (der Begriff deutet schon darauf hin) ist bei Luhmann durchweg positiv konnotiert, nämlich als „ernste, bewahrenswerte Kommunikation“ (Luhmann 1980, 19), die eben deshalb – aufgrund der ihr zuteil gewordenen Pflege – Änderungen in der „Bewußtseinslage einer Gesellschaft“ (ebd., 24) anzuzeigen vermag.

47 Vgl. Helmstetter 1999, 89.

48 „Hier zählt“, so Luhmann, „jeder Fluch der Ruderer in den Galeeren“ (Luhmann 1980, 19).

49 Vgl. etwa Schneider 1996 und 1997.

50 Kneer unterscheidet demgemäß zwischen Strukturen der Systemdifferenzierung – „inhaltslose Ereignisse, die in ihrer Häufung und Streuung beschrieben werden können“ – und semantischen Strukturen, „referierte Inhalte bzw. Formen bewahrenswerten Sinns, die aus einer sinnverstehenden Perspektive erschlossen werden können“ (Kneer 2003, 322).

Ideen dar, sondern ist konstitutiv an der Verfertigung jener Strukturen beteiligt, von denen sie sich zugleich als Idee oder Begriff unterscheidet.⁵¹

Das bedeutet nicht, dass die Unterscheidung vollständig kollabiert. Es macht weiterhin Sinn, den Spuren der Ideenevolution zu folgen, und es lohnt sich auch, der Frage nachzugehen, inwieweit die von der Semantik bereitgestellten Theorien und Begriffe für eine adäquate Beschreibung der funktional differenzierten Gesellschaft taugen – solange Struktur und Semantik als ausdifferenzierte, aber strukturell gekoppelte Einheit konzipiert werden (Stichweh 2000, 242 f.). Damit können dann z. B. auch die semantischen Konstrukte des Wirtschaftssystems dechiffriert und kritisch unter die Lupe genommen werden. So machen Hutter/ Teubner (1994) darauf aufmerksam, dass die verhaltenswissenschaftliche Kritik am „rational actor“ von falschen Voraussetzungen ausgeht, wenn und sofern sie ein realistischeres Menschenbild annimmt. Die Modelle des „homo oeconomicus“ und des „homo juridicus“ sollen nicht die psychische Realität der in Recht und Wirtschaft agierenden Menschen abbilden. Sie dienen auch nicht im Sinne Friedmans⁵² als heuristisch nützliche Abstraktionen, die eine Formulierung wissenschaftlicher Aussagen erlauben, ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Motive menschlichen Handelns nehmen zu müssen. Stattdessen haben wir es bei diesen „Menschenbildern“ in erster Linie mit kommunikativ konstruierten Erwartungen zu tun, die es den Akteuren ermöglichen, rechtliche und ökonomische Kommunikation zu adressieren und anschlussfähig zu machen. Der „homo oeconomicus“ und der „homo juridicus“ fungieren als kommunikationserhaltende Fiktionen (die gerade als „Akteurfiktionen“ tief in die basalen Operationen der Teilsysteme eingreifen). Deshalb greift eine Kritik am Rationalmodell des Handelns zu kurz, sofern sie bloß ein realistischeres Menschenbild annimmt und dabei auf die „bounded rationality“ oder kulturelle Verhaltensprägungen hinweist; es ist vielmehr gerade die vielschichtige und opake Psyche der vergesellschafteten Individuen, die solche sozialen Erwartungskonstrukte notwendig macht. Zielführend wäre eine Kritik des „homo oeconomicus“ oder „homo juridicus“ nur, wenn sie zeigen könnte, dass diese Verhaltensmodelle selber dysfunktional geworden sind – weil sich entweder die Strukturen der betreffenden Subsysteme geändert haben und/ oder die Individuen nicht mehr bereit sind, sich den innerhalb der Subsysteme erzeugten Erwartungen und Erwartungserwartungen zu fügen.

51 Vgl. Stäheli 1998 und 2000, 184 ff.

52 Vgl. Friedman 1953.

Damit stellt sich noch einmal die Frage nach der Funktion von Semantik im Rahmen der Autopoiesis sozialer Systeme und Teilsysteme. Betrachtet man die Luhmannsche Theorieproduktion seit Mitte der 80er Jahre, dann lassen sich stark verkürzt zwei Antworten ausmachen. *Zum einen* leistet die Semantik einen Beitrag zu Selbstbeschreibung der sozialen Systeme. Selbstbeschreibungen sind in der Form von Erzählungen oder Texten vorliegende Selbstbeobachtungen, die für den wiederholten Gebrauch angefertigt werden und es dem System ermöglichen, seine eigene Einheit zu reflektieren und kommunikative Ereignisse sich selbst oder der Umwelt zuzurechnen. Ohne systemische Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung keine Autopoiesis. Dabei handelt es sich freilich nicht um „Vollabbildungen des Systems“ (Luhmann 1988a, 33). Selbstbeschreibungen sind hochgradig selektiv und „völlig unfähig, die Gesamtheit dessen, was im System vor sich geht, im Systemgedächtnis aufzubewahren und zu repräsentieren“ (Luhmann 1995a, 394); daher benötigen sie auch nur einen Teil der im System verfügbaren Semantik.⁵³

Das Wirtschaftssystem beschreibt sich z. B. in der auf quantitative Differenzen abhebenden Sprache der „Preise“ und des „Kapitals“ (Luhmann 1988a, 76 ff.). Die weiter ausgearbeiteten Reflexionstheorien des Wirtschaftssystems liefern darüber hinaus Erklärungsprinzipien⁵⁴, die die Komplexität ökonomischer Prozesse auf ein überschaubares Maß reduzieren. Dazu gehören Konstrukte, die selektiv das rational handelnde Individuum oder die rational handelnde Unternehmung in den Mittelpunkt rücken.⁵⁵ Ebenso können Versatzstücke einer kulturalistischen Semantik in die Selbstbeschreibung des Wirtschaftssystems einfließen, wenn sich mit ihrer Hilfe zeigen lässt, dass „feine Unterschiede“ auch einen ökonomischen Unterschied machen. Das

53 Wil Martens hält Luhmann vor, dieser habe mit dem Konzept der systemischen Selbstbeschreibung eine unzulässige Verengung des Semantikbegriffs vorgenommen (Martens 2003, 181). Nach unserer Überzeugung ist es aussichtsreicher (und wird auch der Systemtheorie eher gerecht), wenn man Sinn, Semantik und Selbstbeschreibung begrifflich auseinanderhält und als differente, funktional unterscheidbare Dimensionen von „Kultur“ beschreibt.

54 Zunächst einmal im Sinne von „folk theories“ zur Plausibilisierung des ökonomischen Alltagshandeln. Ob die Wirtschaftswissenschaften eine höherstufige Selbstbeschreibung des Wirtschaftssystems liefern, ist in der systemtheoretischen Diskussion umstritten. Einerseits bezieht sie sich thematisch auf das System der Ökonomie, andererseits versteht sie sich, was ihre Codierung und Programmierung angeht, als Teil des Wissenschaftssystems. Im letzteren Fall müsste sie als Fremdbeschreibung des ökonomischen Systems angesehen werden.

55 Vgl. Luhmann 1997, 970 ff.

Gleiche gilt für Handlungsmodelle, die (erfolgreiche) ökonomische Innovation auf „Kreativität“ oder „Wissen“ zurückführen – sofern die dabei verwendete Semantik auf den Code der Wirtschaft referiert, also als eine von den Selbstbeschreibungen anderer Teilsysteme unterschiedene Selbstbeschreibung der Wirtschaft zu erkennen ist.⁵⁶

Zum anderen fungiert „Semantik“ als Bestand verfügbarer Sinnformen und Sinnverarbeitungsregeln, die kommunikative Beiträge erwartbar machen, für die Zuschreibung von Handlungen und Handlungsmotiven sorgen und auf diese Weise an der strukturellen Kopplung psychischer und sozialer Systeme mitwirken. Entsprechend den drei Sinndimensionen kann man zwischen drei Aspekten des Semantikbegriffs unterscheiden. In der Sachdimension erscheint „Semantik“ als Reservoir an Begriffen und Deutungsmustern, als kulturell überlieferter „Vorrat möglicher Themen, die für rasche und rasch verständliche Aufnahme in konkreten und kommunikativen Prozessen bereitstehen. Wir nennen diesen Themenvorrat Kultur und, wenn er eigens für Kommunikationszwecke aufbewahrt wird, Semantik.“ (Luhmann 1984, 224) Kommunikativ kompetente Akteure wissen, welche Themen zu welcher Situation passen, was man ansprechen darf und was nicht (oder erst später). Das bedeutet aber nicht, dass die Kommunikation durch den kulturell gegebenen Themenvorrat festgelegt wird. Kultur (im Sinne von Semantik) übt keine den Kommunikationsprozess determinierende Wirkung aus, sie kann die Kommunikationsteilnehmer auch nicht normativ integrieren, sondern schränkt nur thematisch den Möglichkeitsraum des Kommunizierens ein.⁵⁷

Die soziale Sinndimension von „Semantik“ ist in der letzten Phase der Luhmannschen Theorieproduktion seit Beginn der 90er Jahre unter dem Stichwort „Schemabildung“ thematisiert worden.⁵⁸ Die aus der kognitiven Psychologie⁵⁹ übernommenen Begriffe „Schema“ bzw. „Skript“ helfen bei der Frage, wie operativ geschlossene kognitive Systeme mit Sachverhalten und

56 So beschreibt z. B. Klaus Hansen in seiner Analyse der Erwerbsphilosophien amerikanischer Unternehmer, wie „Kreativität“ und „Intuition“ als Versatzstücke kulturell akzeptierten Wissens in deren Selbstbeschreibung einfließen und für Legitimationszwecke genutzt werden. Vgl. Hansen 1992, 154 ff.

57 Vgl. Baecker 2001, 146.

58 Hier treffen sich, wie Luhmann und Esser im Abschlußbericht einer Tagung festgehalten haben, die Forschungsinteressen von Systemtheorie und Rational-choice-Ansatz (Esser/Luhmann 1996, 132).

59 Vgl. Anderson 1996.

Situationen umgehen, die sie nicht durchschauen können.⁶⁰ Schemata liefern Handlungsorientierung unter den Bedingung von Intransparenz. Um handeln zu können, muss man nicht den Sachverhalt kennen, sondern nur das für diesen Sachverhalt „zuständige“ Schema. Beispiele aus dem Unternehmensbereich wären: Annahmen über die kommunikative Erreichbarkeit von Kunden, zu denen man in Geschäftsbeziehungen steht oder treten möchte; Annahmen über die typische Qualität von Maschinen oder Rohstoffen; Motivzuschreibungen, was das Verhalten der Angestellten und Arbeiter im Betrieb angeht.⁶¹ Wenn sich solche Schemata zu stereotypen Handlungssequenzen auswachsen, etwa beim routinisierten Umgang mit Kunden, Beschäftigten etc., spricht die kognitive Psychologie (und mit ihr die Systemtheorie) auch von „Skipts“.⁶²

Schemata haben den Vorteil, dass sie geräuschlos funktionieren. Soziale Systeme können im Normalfall voraussetzen, dass die beteiligten Individuen verstehen, was gemeint ist⁶³; das macht kommunikative Anschlüsse wahrscheinlich und erleichtert strukturelle Änderungen. Die Individuen ihrerseits finden Orientierung in überkomplexen Handlungssituationen und gewinnen so erst jenen Akteursstatus, der in einfacheren handlungstheoretischen Modellen immer schon als gegeben vorausgesetzt wird. Damit ist allerdings noch nicht geklärt, inwieweit Verhalten durch Schemata stimuliert oder konditioniert wird. Helmstetter sieht hier einen systemtheoretischen Nachholbedarf; Luhmann sei der Frage ausgewichen und habe sich nicht für die Wirkung der Schemabildung auf die menschliche Psyche interessiert: „Semantiken und Kulturtechniken schneiden ins Fleisch, modellieren die Sensorik und kolonisieren Psychen ...“ (Helmstetter 1999, 90) Demgegenüber hält Luhmann strikt an der autopoietischen Geschlossenheit von Bewusstseinsystemen und Kommunikationssystemen fest. Nach seiner Auffassung werden Individuen durch die Verwendung von Schemata nicht entmündigt und zum „Funktionieren“ gebracht, weil „dadurch nicht festgelegt ist, wie die Bewusstseinsysteme mit dem Schema umgehen, und erst recht nicht: welche Anschlusskommunikation sich aus der Verwendung von Schemata ergibt“ (Luhmann 1997, 111). Schemata liefern keine verpflichtenden Hand-

60 Vgl. Luhmann 2001, 130.

61 Vgl. dazu Luhmann 2000a, 250. Luhmann verwendet an der angegebenen Stelle nicht den Schemabegriff, sondern spricht von „kognitiven Routinen“. In der Sache ist aber keine Differenz zu erkennen.

62 Vgl. Luhmann 1996, 194 f.

63 Vgl. Luhmann 1997, 111.

lungsorientierungen, sondern stellen Leistungsangebote der Kommunikationssysteme dar, die von den strukturell gekoppelten Bewusstseinsystemen nach eigenen Regeln und auf der Grundlage eigener Interpretationen verwendet, modifiziert oder ausgeschlagen werden.⁶⁴

Damit stellt sich freilich das für Handlungs- wie Systemtheorie gleichermaßen relevante Anschlussproblem, wie die bei der Verwendung von Schemata und Skripts zugrundegelegten Interpretationsmuster zustande kommen und nach welchen Regeln selektiert wird. Um diese Frage zu klären, greift Luhmann in der zeitlichen Sinndimension von „Semantik“ auf den neurowissenschaftlich und kulturwissenschaftlich elaborierten Begriff des „Gedächtnisses“ zurück. Die in der älteren Gedächtnistheorie geläufige Vorstellung von Gedächtnis als „Lagerhaus“ (Draaisma 1999, 67) ist bekanntlich von der modernen Neuropsychologie revidiert worden. Wissen wird nicht einfach im Gedächtnis gespeichert und bei Bedarf paketweise abgerufen, sondern im Akt des Erinnerns „umgebaut, abgebaut, erweitert, gestärkt oder geschwächt und in neue Kontexte verwoben“ (Markowitsch 1998, 205). Die kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorie sieht das genauso: Die im kulturellen Gedächtnis gegenwärtige Vergangenheit ist (soziale) Konstruktion, die „von spezifischen Motiven, Erwartungen, Hoffnungen, Zielen geleitet und von den Bezugsrahmen einer Gegenwart geformt“ wird (Assmann 1999, 88). Luhmann knüpft an diese Forschungsergebnisse an und verbindet sie mit seiner Theorie autopoietischer Systeme. Das Gedächtnis der psychischen und sozialen Systeme bezieht sich, so Luhmann, zwar auf eine vom System erinnerte Vergangenheit, es operiert aber immer nur aktuell, in der Gegenwart. Deshalb ist das Gedächtnis „nicht einfach ein Vorrat an vergangenen Tatsachen, sondern in erster Linie eine Organisation des Zugriffs auf Informationen“ (Luhmann 1993, 118). Vergangenheit wird selektiv erinnert. Im Gedächtnis bleibt, was erfolgreich bezeichnet worden ist und dem System folglich als „Realität“ erscheint; die andere Seite der Unterscheidung wird vergessen, damit Informationskapazitäten frei werden und das System sich für neue Irritationen öffnen kann.⁶⁵

64 „Vom Individuum her gesehen haben Schemata den Vorzug, daß sie das Gedächtnis strukturieren, aber das Handeln nicht festlegen. (...) Der Einzelne ist dann immer noch frei, sich zu engagieren oder es zu lassen. Er kann Gefühle entstehen lassen und sich mit ihnen identifizieren oder genau dies bei anderen beobachten und das für merkwürdig oder auch für gefährlich halten.“ (Luhmann 1996, 198)

65 Vgl. Luhmann 1997, 576 ff.

Das Gedächtnis wirkt an allen Systemoperationen mit, weil es die laufende Kommunikation mit semantischen Strukturen versorgt, die sich in der Vergangenheit bewährt haben und „für den momentanen Gebrauch zur Bewahrung von Selektivität und zur Einschränkung von Anschlussfähigkeit“ (Luhmann 1997, 44) benötigt werden. Indem es bestimmte Sinnkondensate favorisiert und wiederholt⁶⁶, modelliert es die Identität des Systems und stellt auf diese Weise sicher, dass das System aus der Umwelt als identisches beobachtet und behandelt werden kann (Luhmann 1995b, 46). Damit rückt „Gedächtnis“ ganz in die Nähe des von Parsons (und später von Bourdieu) formulierten Kulturbegriffs: Gedächtnis als kulturell sedimentiertes Orientierungswissen, das in allen Kommunikationen darüber informiert, „was bekannt und normal ist, was erwartet werden kann, und was nicht“ (Luhmann 1997, 470); Gedächtnis auch als verfügbare Ressource, als „kulturelles Kapital“, das strategisch genutzt werden kann, ohne dass die Lern- und Aneignungsprozesse selbst erinnert werden müssten.⁶⁷ In Luhmanns letzten Arbeiten werden „Gedächtnis“ und „Kultur“ denn auch als weitgehend austauschbare Begriffe eingeführt: „Kultur ist, so können wir festhalten, das Gedächtnis sozialer Systeme, vor allem des Gesellschaftssystems.“ (Luhmann 1995b, 47)

Dennoch bleibt – Luhmann zufolge – eine begriffliche Differenz, die es sinnvoll erscheinen lässt, nach dem theoretischen Mehrwert des Kulturbegriffs zu fragen. Diese Differenz erschließt sich, wenn man Kultur als historischen Begriff betrachtet, also seinen semantischen Gehalt und Bedeutungswandel unter die Lupe nimmt. Wie Luhmann nachweist, stellt sich der aus der Antike überlieferte Kulturbegriff während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts um. Mit der Erweiterung der regionalen und historischen Beobachtungshorizonte wird Kultur zu einem „Weltprojekt“ (Luhmann 1995b, 41), das alles einbezieht, soweit es interessant ist bzw. für ein lesendes Publikum interessant gemacht werden kann.⁶⁸ Daraus resultiert ein Kulturkonzept, das (etwa in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“) mit Vergleichen arbeitet und auf eine Unterscheidung historisch und räumlich situierter Lebensformen abzielt.

Die Brisanz der Einrichtung von Vergleichsmöglichkeiten kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn interkulturelle Vergleiche haben nicht

66 Die Kybernetik zweiter Ordnung würde an dieser Stelle von der Produktion von „Eigenwerten“ sprechen (vgl. Foerster 1993, 103 ff.).

67 Vgl. Luhmann 1997, 588.

68 Vgl. Luhmann 2000b, 310 f.

allein Folgen für den, der als Mitglied einer fremden Kultur mit Vergleichswissen konfrontiert wird⁶⁹, sondern auch für den mit kulturellen Unterscheidungen arbeitenden Beobachter selbst. Kulturelle Vergleiche sind nämlich nur möglich als Beobachtungen zweiter Ordnung⁷⁰: Man muss andere Beobachter beobachten, um zu verstehen, warum ihnen Texte oder Bilder heilig sind, warum sie merkwürdige Tätowierungen tragen oder sich vor dem Essen die Füße waschen. Damit aber wird ein Prozess der Reflexion und Selbstreflexion in Gang gesetzt, der für Beobachtungen zweiter Ordnung typisch ist. Man ist nicht nur gezwungen, kulturelle Diversität anzuerkennen – auch Barbaren haben jetzt Kultur –, sondern muss auch einräumen, dass es an unwiderlegbaren Beweisen für die Überlegenheit der eigenen Kultur fehlt.⁷¹ Am Ende dieses Prozesses werden selbst noch die Sitten und (Denk-)Gewohnheiten fragwürdig, die bisher den Kern der eigenen Identität ausgemacht haben. Was einmal für natürlich, notwendig oder gottgegeben gehalten wurde, erscheint nun im kalten Licht der Kontingenz.⁷²

Wie hält die Gesellschaft das aus? Wie können Menschen damit leben, dass ihre Handlungsrouitinen und Deutungsschemata permanent in Frage gestellt, auf den Kopf gestellt werden? Luhmann selbst empfiehlt, sich gelegentlich „wieder mit einer Beobachtung erster Ordnung zu begnügen“ (Luhmann 1991a, 246). Ein anderes Angebot zur Reduktion von Komplexität kommt von der modernen Kultur selbst. Sie setzt nicht nur alle selbstverständlichen Praktiken der Gesellschaft kontingent, sondern bietet zugleich kontingenzkompensierende Werte an, die sich – als symbolische Ordnung der Gesellschaft – zu Weltanschauungen und Grundüberzeugungen verdichten.⁷³

Eine Analyse der Kultur der modernen Gesellschaft müsste beides berücksichtigen: die im Kulturvergleich angelegte Einführung einer Beobachtungsperspektive, welche das Wissen um die Kontingenz aller Lebensformen mit sich führt, und die Einschränkung dieser Perspektive durch einen Kulturbe-

69 Vgl. dazu das schöne Beispiel von Dirk Baecker: „Man muß sich das vorstellen: Ein Gläubiger kniet nieder und beginnt ein Gebet. Ein Intellektueller stellt sich neben ihn und sagt: ‚Wie interessant! Weißt du, daß andere Völker an ganz andere Götter glauben?‘ Wie kann der Gläubige, der an seinen Gott glaubt, darauf reagieren? Natürlich lehnt er die Zumutung des Vergleichs ab (...). Aber in Wahrheit ist er bereits erschüttert (...) Wie kann er glauben, wenn andere anders glauben?“ (Baecker 2001, 48)

70 Vgl. Luhmann 1995b, 42; 2000b, 311.

71 Vgl. Luhmann 1997, 957 f.

72 Vgl. Luhmann 1995b, 48.

73 Vgl. Baecker 2001.

griff, der Kontingenz leugnet und damit alle Überlegungen blockiert, „was man anstelle des Gewohnten anders machen könnte“ (Luhmann 1997, 588). Dabei kann sich die Systemtheorie auf neuere Entwicklungen in den Kulturwissenschaften (bzw. der Kulturanthropologie) berufen, die sich von ihrem holistischen Kulturverständnis verabschieden und stattdessen auf Differenz umstellen.⁷⁴ Was die modernen Kulturwissenschaften und die Systemtheorie eint, ist die Überzeugung, dass gesellschaftliche Ordnung nicht, wie Parsons meinte, von der Kohärenz und Stabilität gemeinsamer Grundüberzeugungen und Wertvorstellungen abhängt. Kultur ist umgekehrt gerade deshalb an der Autopoiesis der Gesellschaft beteiligt, weil sie Gesellschaft auf einer Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung mit Differenzen versorgt.

74 Vgl. Fuchs 2001, 18 ff.

Literatur

- Anderson, J. R. (1996): Kognitive Psychologie (2. Auflage), Heidelberg, Berlin, Oxford.
- Assmann, J. (1999): Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München.
- Baecker, D. (1999): Unbestimmte Kultur, in: Koschorke, A./ Vismann, C. (Hrsg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Berlin, 29–46.
- Baecker, D. (2001): Wozu Kultur? Berlin.
- Baraldi, C./ Corsi, G./ Esposito, E. (1997): GLU: Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt a. M.
- Beckert, J. (2002): Von Fröschen, Unternehmensstrategien und anderen Totems, in: Maurer, A./ Schmid, M. (Hrsg.): Neuer Institutionalismus: Zur soziologischen Erklärung von Organisation, Moral und Vertrauen, Frankfurt a. M., 133–147.
- Berger, J. (2003): Neuerliche Anfragen an die Theorie der funktionalen Differenzierung, in: Giegel, H.-J./ Schimank, U. (Hrsg.): Beobachter der Moderne: Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt a. M., 207–230.
- Boehm, S./ Gehrke, C./ Kurz, H./ Sturn, R. (Hrsg.) (2002): Is there Progress in Economics? Knowledge, Truth, and the History of Economic Thought, Cheltenham.
- Bourdieu, P. 1987 (1979): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M.
- Brandt, S. 1993: Religiöses Handeln in moderner Welt, Frankfurt a. M.
- Dahrendorf, R. 1977 (1958): Homo Sociologicus, Opladen.
- Dawe, A. (1970): The Two Sociologies, in: British Journal of Sociology 21, 207–218.
- Denzau, A./ North, D. C. (1994): Shared Mental Models: Ideologies and Institutions, in Kyklos 47 (1994), 3–31.
- Draaisma, D. (1999): Die Metaphernmaschine. Eine Geschichte des Gedächtnisses, Darmstadt.

- Eichmann, R. (1989): Diskurs gesellschaftlicher Teilsysteme: Zur Abstimmung von Bildungssystem und Beschäftigungssystem, Wiesbaden.
- Esser, H. (1993): Soziologie: Allgemeine Grundlagen, Frankfurt a. M./ New York.
- Esser, H. (2003): Wohin, zum Teufel, mit der Soziologie? In: Soziologie, H. 2/ 2003, 72–82.
- Esser, H./ Luhmann, N. (1996): Individualismus und Systemdenken in der Soziologie, in: Soziale Systeme, H. 1, Jg. 2 (1996), 131–135.
- Foerster, H. v. (1993): Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, Frankfurt a. M.
- Frey, B. S. (1997): Markt und Motivation. Wie ökonomische Anreize die (Arbeits-)Moral verdrängen, München.
- Friedman, M. (1953): The Methodology of Positive Economics, in: ders.: Essays in Positive Economics, Chicago/ London, 3–43.
- Fuchs, M. (2001): Der Verlust der Totalität. Die Anthropologie der Kultur, in: Appelsmeyer, H./ Billmann-Mahecha, E. (Hrsg.): Kulturwissenschaft. Felder einer prozeßorientierten wissenschaftlichen Praxis, Weilerswist, 18–53.
- Geertz, C. (1995 (1983)): Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M.
- Gersemann, O. (2003): Wirtschaft im Windkanal, in: Wirtschaftswoche 51/ 2003 (11.12.2003), 84–89.
- Greshoff, R./ Kneer, G./ Schimank, U. (Hrsg.) 2003: Die Transintentionalität des Sozialen, Wiesbaden.
- Habermas, J. (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt a. M.
- Hansen, K. P. (1992): Die Mentalität des Erwerbs. Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer, Frankfurt a. M./ New York.
- Hasse, R./ Krücken, G. (1999): Neo-Institutionalismus, Bielefeld.
- Hellmann, K.-U. (2003): Soziologie der Marke, Frankfurt a. M.
- Helmstetter, R. (1999): Der gordische Knoten von Kultur & Gesellschaft und Luhmanns Rasiermesser. Fragen eines fluchenden Ruderers, in: Koschorke, A./ Vismann, C. (Hrsg.): Widerstände der Systemtheorie.

- Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Berlin, 77–95.
- Heuser, U. J. (2002): Die Revolution hat begonnen, in: DIE ZEIT 43/2002 (17.10.2002), 19-20.
- Hutter, M. (1989): Die Produktion von Recht: Eine selbstreferentielle Theorie der Wirtschaft, angewandt auf den Fall des Arzneimittelpatentrechts, Tübingen.
- Hutter, M./ Teubner, G. (1994): Der Gesellschaft fette Beute. Homo juridicus und homo oeconomicus als kommunikationserhaltende Fiktionen, in: Fuchs, P./ Göbel, A. (Hrsg.): Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? Frankfurt a. M., 110–145.
- Jaeger, F. (2003): Die Geschichtswissenschaft im Zeichen der kulturwissenschaftlichen Wende, in: Müller, K. E. (Hrsg.): Phänomen Kultur. Perspektiven und Aufgaben der Kulturwissenschaften, Bielefeld, 211–238.
- Joas, H. (1992): Die Kreativität des Handelns, Frankfurt a. M.
- Kaesler, D./ Vogt, L. (Hrsg.) (2000): Hauptwerke der Soziologie, Stuttgart.
- Kirchgässner, G. (1991): Homo Oeconomicus, Tübingen.
- Kneer, G. (2003): Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen, in: Giegel, H.-J./ Schimank, U. (Hrsg.): Beobachter der Moderne: Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt a. M., 301–332.
- Kneer, G. / Nassehi, A. (1993): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung, München.
- Knight, F. H. (1985 (1921)): Risk, Uncertainty, and Profit, Chicago.
- Koschorke, A. (1999): Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie, in: Koschorke, A./ Vismann, C. (Hrsg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Berlin, 49 –60.
- Koschorke, A./ Vismann, C. (1999): Einleitung, in: dies. (Hrsg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Berlin, 9–16.
- Kubon-Gilke, G. (1997): Verhaltensbindung und die Evolution ökonomischer Institutionen, Marburg.

- Luhmann, N. (1980): Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt a. M., 9–71.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (1988a): Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (1988b): Erkenntnis als Konstruktion, Bern.
- Luhmann, N. (1988c): Ökologische Kommunikation: Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen.
- Luhmann, N. (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (1991a): Soziologie des Risikos, Berlin/ New York.
- Luhmann, N. (1991b): Funktionale Methode und Systemtheorie, in: ders., Soziologische Aufklärung 1, Opladen, 31–53.
- Luhmann, N. (1991c): Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme, in: ders., Soziologische Aufklärung 3, Opladen, 11–24.
- Luhmann, N. (1993): Das Recht der Gesellschaft, Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (1995a): Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (1995b): Kultur als historischer Begriff, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt a. M., 31–54.
- Luhmann, N. (1995c): Die Behandlung von Irritationen: Abweichung oder Neuheit? in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt a. M., 55–100.
- Luhmann, N. (1995d): Die Soziologie und der Mensch, in: ders., Soziologische Aufklärung 6, Opladen, 265–274.
- Luhmann, N. (1995e): Wahrnehmung und Kommunikation sexueller Interessen, in: ders., Soziologische Aufklärung 6, Opladen, 189–203.
- Luhmann, N. (1995f): Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: ders., Soziologische Aufklärung 6, Opladen, 55–112.
- Luhmann, N. (1996): Die Realität der Massenmedien (2., erweiterte Auflage), Opladen.

- Luhmann, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (2000a): *Organisation und Entscheidung*, Opladen/ Wiesbaden.
- Luhmann, N. (2000b): *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. 2001 (1995): *Konzeptkunst. Brent Spar oder: Können Unternehmen von der Öffentlichkeit lernen?* In: ders.: *Short Cuts*, Frankfurt a. M., 127–134.
- Luhmann, N. (2002): *Einführung in die Systemtheorie* (hrsg. v. Dirk Baecker), Heidelberg.
- Markowitsch, H. J. (1998): *Das Gedächtnis des Menschen*, in: Fischer, E. P. (Hrsg.): *Neue Horizonte 97/98: Gedächtnis und Erinnerung*, München, 167–231.
- Martens, W. (2003): *Struktur, Semantik und Gedächtnis. Vorbemerkungen zur Evolutionstheorie*, in: Giegel, H.-J./ Schimank, U. (Hrsg.): *Beobachter der Moderne: Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, Frankfurt a. M., 167–203.
- Maturana, H. R. (1985): *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*, Braunschweig/ Wiesbaden.
- Maturana, H. R./ Pörksen, B. (2002): *Vom Sein zum Tun: Die Ursprünge der Biologie des Erkennens*, Heidelberg.
- Müller, K. E. (Hrsg.) (2003): *Phänomen Kultur: Perspektiven und Aufgaben der Kulturwissenschaften*, Bielefeld.
- Münch, R. (1991): *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*, Frankfurt a. M.
- Münch, R. (1992): *Die Struktur der Moderne: Grundmuster und differentielle Gestaltung des institutionellen Aufbaus der modernen Gesellschaften*, Frankfurt a. M.
- Münch, R. (2003): *Soziologische Theorie, Bd. 2: Handlungstheorie*, Frankfurt a. M./ New York.
- North, D. C. (1992 (1990)): *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*, Tübingen.
- Parsons, T./ Kroeber, A. L. (1958): *The Concepts of Culture and of Social System*, in: *American Sociological Review* 23 (1958), 582–583.

- Parsons, T./ Platt, G. M. (1990 (1973)): Die amerikanische Universität, Frankfurt a. M.
- Pfriem, R. (2003): Denn was passiert, passiert? Vorschläge zur Sortierung wesentlicher Theorieangebote zur Entwicklung und Veränderung von Unternehmen, in: Brentel, H./ Klemisch, H./ Rohn, H. (Hrsg.): Lernen des Unternehmen, Wiesbaden, 171–192.
- Powell, W. W./ DiMaggio, P. (Hrsg) (1991): The New Institutionalism in Organizational Analysis, Chicago, London.
- Priddat, B. P. (2003): Kultur und Ökonomie. Eine ökonomische Herangehensweise, in: Müller, K. E. (Hg.): Phänomen Kultur: Perspektiven und Aufgaben der Kulturwissenschaften, Bielefeld, 195–210.
- Reckwitz, A. (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist.
- Reuter, N. (1996): Der Institutionalismus: Geschichte und Theorie der evolutionären Ökonomie, Marburg.
- Schimank, U. (2003): Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, in: Giegel, H.-J./ Schimank, U. (Hrsg.): Beobachter der Moderne: Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt a. M., 261–298.
- Schmid, M./ Maurer, A. (2003): Institution und Handeln, in: dies. (Hrsg.): Ökonomischer und soziologischer Institutionalismus, Marburg, 9–46.
- Schmidt, S. J. (2002): Wirklichkeit und Kultur, in: Gutmann, M./ Hartmann, D./ Weingarten, M./ Zitterbarth, W. (Hrsg.): Kultur – Handlung – Wissenschaft, Weilerswist, 43–64.
- Schneider, W. L. (1996): Die Komplementarität von Sprechakttheorie und systemtheoretischer Kommunikationstheorie. Ein hermeneutischer Beitrag zur Methodologie von Theorievergleichen, in: Zeitschrift für Soziologie 25 (1996), 263–277.
- Schneider, W. L. (1997): Die Analyse von Struktursicherungsoperationen als Kooperationsfeld von Konversationsanalyse, objektiver Hermeneutik und Systemtheorie, in: Sutter, T. (Hrsg.): Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten: Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik, Opladen, 164–227.
- Schneider, W. L. (2002): Grundlagen der soziologischen Theorie, Bd. 2: Garfinkel – RC – Habermas – Luhmann, Wiesbaden.

- Scott, W. R. (1995): *Institutions and Organizations*, Thousand Oaks/ CA.
- Simon, H. A. (1957): *Models of Man. Social and Rational: Mathematical Essays on Rational Human Behavior in a Social Setting*, New York, London.
- Stäheli, U. (1998): Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik, in: *Soziale Systeme*, H. 2, Jg. 4 (1998), 315–340.
- Stäheli, U. (2000): Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktivistische Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie, Weilerswist.
- Stichweh, R. (2000): Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung, in: *Soziale Systeme*, H. 2, Jg. 6 (2000), 237–250.
- Tyrell, H. (1994): Max Webers Soziologie – eine Soziologie ohne „Gesellschaft“ in: Wagner, G./ Zipprian, H. (Hrsg.): *Max Webers Wissenschaftslehre*, Frankfurt a. M., 390–414.
- Tyrell, H. (1998): Zur Diversität der Differenzierungstheorie. Soziologiehistorische Anmerkungen, in: *Soziale Systeme*, H. 1/ 1998, 119–149.
- Walgenbach, P. (2002): Institutionalistische Ansätze in der Organisationstheorie, in: Kieser, A. (Hrsg.): *Organisationstheorien* (5. Aufl.), Stuttgart, 319–353.
- Weber, M. 1994 (1917/1919): Wissenschaft als Beruf, in: *Max-Weber-Studienausgabe I/17*, Tübingen, 1 ff.
- Williamson, O. E. (1990 (1985)): *Die ökonomischen Institutionen des Kapitalismus: Unternehmen, Märkte, Kooperationen*, Tübingen.
- Williamson, O. E. (1998): Transaction Cost Economics: How it Works; Where it is Headed, in: *De Economist* 146 (1998), 23–58.
- Williamson, O. E. (2000): The New Institutional Economics: Taking Stock, Looking Ahead, in: *Journal of Economic Literature* 38 (2000), 595–613.

Thomas Blanke

Gedanken über den Tod

Wir haben öfter darüber gesprochen, über unseren „ganz privaten Friedhof“, der sich allmählich anfüllt mit immer mehr lieb gewordenen, gewesenen Gestalten. Auch darüber, wo wir beerdigt sein wollten, wenn es denn einst so weit wäre, wobei das „einst“ noch in so weiter Ferne zu liegen schien, dass wir nicht ernsthaft darüber nachdenken, gar entscheiden mussten, ob es denn Colle sein sollte, oder die Stadt unserer Herkunft, Freiburg oder Frankfurt oder gar Oldenburg, wo inzwischen nicht wenige geblieben sind. Unser privater Friedhof hat sich allmählich gefüllt. Aber an uns, so wähten wir, würde er doch wohl vorbeigehen, der Geselle.

Unsere Generation hatte ihr eigenes Verhältnis zum Tode. Kein religiös oder philosophisch-inniges, auch kein romantisches oder gar existentialistisch-ekstatisches, sondern eher ein skeptisch-negatorisches. Wozu er gut war und wozu schlecht, das war unsere Frage. Er gehörte zu den Schreckensbildern, aus denen falsche Propheten ihre Ideologien gezimmert hatten, er war Skandal und Ärgernis, das es wenn nicht zu überwinden, so doch zu domestizieren, zu verhäuslichen galt. Friedenspolitik und Sozialstaat, Renten- und Krankenversicherung, Elba, Toscana und Mallorca waren unsere Antworten auf diesen böartigen Begleiter des Menschen. Für seine Aura, pomphaft zur Schau gestellt auf den Soldatenfriedhöfen und in den Mausoleen aller Welt, waren wir unempfänglich. Tod, wo ist Dein Stachel? – wir teilten diese (wohl zu Unrecht triumphalistisch gedeutete) Frage des sterbenden Christus am Kreuz, aber nicht aus eschatologischer Erlösungsgewissheit, sondern mit ironischem Vorzeichen: Was kann er uns schon anhaben, die wir nicht an ein Jenseits glauben, an Schuld und Sühne, Auferstehung und Erlösung, sondern entschlossen waren, dem Leben im Diesseits die gebührende Zuwendung und Aufmerksamkeit zu widmen und zur Vervollkommnung der Menschheit (und nicht zu vergessen unserer selbst) dort beizutragen, wo wie sie zu treffen gewiss waren: Auf der Erde, im Diesseits. Der Tod galt als verdächtiger Geselle: War nicht die gerade vergangene Katastrophe mit ihren unsäglichen

Opfern angerührt worden von Leuten, die gefangen waren in einem mythischen Totenkult? So verbündete sich unsere Generation gegen den Tod wie gegen die Nazis unter unsren Eltern und in der Gesellschaft. „Spiel mir das Lied vom Tod“ hieß der Kultfilm, der half, dieses Bündnis emotional zu besiegeln.

Der Tod verwandelt das einmalige, beseelte Leben in eine stumpfe Masse, eine – eben tote – Sache. Wer Auto fährt, weiß, wie Totes aussieht: Futsch, kaputt, bloße Materie, willenlos und drangsaliert. Da regt sich nichts mehr. Die Verwandlung vom Mensch zum Ding ist die größte Gemeinheit, die man dem Menschen mit seinem zwangsläufig idealisierten Selbstbild antun kann. Das ist ein Rückfall hinter den Ausgangspunkt und die glatte Negation der zur Rationalität fähigen Gattung. War es nicht Leben, aus dem der Einzelne entstand, hatte er nicht Geist, der ihn aus der Natur heraushob und ihn befähigte, die Ordnung der Schöpfung und ihre geheimnisvolle Harmonie, ihre Schönheit und Kunstfertigkeit, zu erkennen?

Doch alles Wegsehen, alle Verdrängung hilft nicht definitiv weiter. Der Tod holt uns alle ein. Alex wusste das. Noch kurze Zeit bevor er ihn erreichte, hatte er mir vom Sterben seines Schwagers, Thure von Uexküll, berichtet. Er war außerordentlich beeindruckt von – und beruhigt ob – der intellektuellen Neugier, die diesen bis in die letzten Stunden fesselte und wach hielt. Aber die Autopoiese der gemeinsamen systemtheoretischen Reflexion hatte kein Einsehen mit der Natur (oder umgekehrt). Der Tod – eigentümlich von ihm in Subjektform zu sprechen – ließ sich nicht abhalten.

Ich nutze diese Gelegenheit eines imaginären Nach-Gesprächs mit Alex, einige Gedanken über dieses eigentümliche Subjekt zu Papier zu bringen. Mit Alex' Hilfe, sitzend wie so oft in stundenlangen Gesprächen in Colle unter den Pinien, Zypressen und Ölbäumen mit Blick auf Terriciola, Morrone und Soiana, wären sie gewiss interessanter geworden. Aber so ist der Tod: Er nimmt.

1 Der Schnitter

Wir mögen ihn nicht, den Tod. Ums Verrecken nicht. Seine Gestalt ist auch gar zu erschreckend: Der Schnitter, das Knochengerippe mit der drohend erhobenen Sense, die über dem Skelett schwebt. Das einzig Irdische, Lebendige an ihm ist dieses antiquierte, dürre Gerät aus Eisen und Holz mit der nach innen gebogenen und sich nach vorne zu verjüngenden Schneide. Diese Bild-

gestalt des Todes ist eine sperrige Mischung aus Starre und Bewegung, ein mechanisches Gerüst, ein Mobile, l'homme machine als Gestell, bei dem man das trockene Klappern der Knochen zu vernehmen glaubt.

Der Sensenmann ist der Schnitter, der die Ernte einbringt, das Gras schneidet: Aus, das war's. Er ist der unendliche Gleichmacher, der allen die Kleider auszieht, sie auf ihre nackte Körperlichkeit zurückwirft, in der sie zur Welt kamen, ohne Respekt für die Unterschiede von Geschlecht und Rasse, Stand und Klasse. „Asche zu Asche“ – ob Fischer, Kaiser, Edelmann, ob Papst, Kardinal, Patrizier, Bauer, Handwerker, oder gemeiner Bruder, Tagelöhner oder Bettler: Im Tode sind sie alle gleich, der Tod macht sie wieder zu Gleichen. Mochte die kirchliche Lehre noch so überzeugt sein von der Auferstehung des Fleisches, das Volk sah es seit dem Spätmittelalter anders. Es ist wie beim Kartenspiel: Bube, Dame, König, alle zählen nur als vergleichsweise kleine Nummern. Ein gleichmachendes Ende setzen, das ist für den Betroffenen die soziale Funktion des Todes: Und für das Publikum ist es die Einladung zum großen Potlasch, zum Erntedankfest, bei dem das Fell verteilt wird und die Leiche verfressen. Niemand kann seine Reichtümer mit ins Grab nehmen, seinen Ruhm, seine Ehre und sein öffentliches Ansehen. All dieser irdische Tand, mag er eine Weile nachwirken, verblasst allmählich, vergilbt, stirbt dahin. Vanitas, Vergeblichkeit ist – nicht alles Tun – aber alles eitle Gehabe, alles falsche Aufspreizen, das des Endes nicht gedenkt. Respic finem.

Wir wissen, wo das alles endet, das ist der kategorische Imperativ des anständigen, bescheidenen Lebens. Dass es jederzeit zu Ende sein kann, diese Gewissheit muss alle unsere Gedanken und Taten beständig begleiten können und sie müssen sich vor diesem Bewusstsein der Endlichkeit rechtfertigen lassen. Der Schnitter allein kennt die Stunde, er gibt kein Pardon, gewährt keinen Aufschub, lässt mit sich nicht handeln, nicht verhandeln. Er ist das Gegenteil eines Kaufmanns, keine Krämerseele, sondern ein absoluter Souverän, Herrscher über Sein und Zeit, hier und jetzt, und ... ja eben: Leben und Tod.

2 Hades

Die Griechen sind noch recht nahe bei dieser Vorstellung vom Tod, bei der das Grauen überwiegt. Das Grauen beginnt schon beim Wort: Dem Grau in Grau dieser licht- und schattenlosen Welt, die als Unterwelt auf das Erdin-

nere verweist, aber eigentümlich ortlos ist. Achill hat ihn gehasst, den Tod und wollte bekanntlich lieber Taxifahrer in Frankfurt sein als König in Oldenburg.

Der Mensch ist mit dem Tod aber nicht einfach weg. Der Tod ist nicht das abrupte und völlige Ende, sondern galt den alten Griechen als Beginn eines Übergangs, einer Wanderung in die Unterwelt, den Hades. Hades wird erst später zum Ort in der Unterwelt, zunächst ist er eine Person, eine Gottheit. Sie zählt zu der ältesten Generation der Götter, zum Zeitalter von Uranos, Kronos, den Titanen und Kyklopen, die in erbitterten und äußerst grausamen Kämpfen von den olympischen Göttern unter Zeus verdrängt werden. Darin symbolisiert sich der Kampf zwischen Matriarchat und Patriarchat. Noch bevor Hades König der Unterwelt und schließlich zu deren Synonym wird, gibt es diesen bereits. Er heißt Tartaros und ist nach Hesiod ein finsterner Ort, der so weit von der Erde liegt wie die Erde vom Himmel. Ein fallender Amboss würde neun Tage brauchen, um seinen Grund zu erreichen. Im Tartaros herrscht reges Treiben. In ihn werden die im Geschlechterkampf unterlegenen Götter verbannt, dort gefangen gehalten, aber auch wieder zur Teilnahme am nächsten Gefecht befreit, erst die Kyklopen, dann die Titanen. Bekannt ist den alten Griechen auch, wer im Tartaros welche Ämter bekleidet: Da ist zum Beispiel die alte Gefängniswärterin Kampfe, der Zeus die Gefängnis-schlüssel raubte und da sind die drei Hundertarmigen, die die Gefangenen bewachen, gerne aber auch mit ihnen befreit werden, um gemeinsame Sache im Kampf gegen die Gottväter zu machen.

Die alten Griechen kannten sich in der Unterwelt aus: Im Hades fließen Flüsse wie der Acheron, der giftige Styx und Lethe, der Fluss des Vergessens. Die Unterwelt ist belebt mit Göttinnen und Göttern wie Hekate, mit Tieren wie dem Höllenhund Zerberos und anderen Gestalten, von denen Charon der Fährmann geläufig ist. In der Unterwelt lauern Gefahren und Untiefen wie beim Überqueren des Acheron, des Todesflusses. Was aber geschieht, wenn sich die Gefahren realisieren, lässt sich nicht auf einen einheitlichen Nenner bringen. Welche Strafen mochte es wohl nach sich ziehen, wenn man den dortigen Gefahren erlag?

Orpheus hat sich umgeschaut beim Hinaufsteigen von den Stiegen des Hades, dessen Herrscher er durch sein berauschendes Spiel auf der Leier die einzigartige Vergünstigung entlockt hatte, mit Eurydike ins Leben zurückkehren zu können. Sein Mißtrauen wurde beiden zum Verhängnis: Sie musste unten bleiben.

3 Tod und Teufel

Das katholische Christentum hat vieles von dieser antiken Vorstellung übernommen. Allerdings scheidet der Tod die Welt definitiv in Gut und Böse, wenn auch nicht sogleich, so doch (spätestens) am Tage des Jüngsten Gerichts. Himmel und Hölle, dazwischen als Vorruhestand das Fegefeuer. Die Differenz zwischen Himmel und Hölle ist die zwischen Erlösung und ewiger Verdammnis.

Die gotische Malerei hat sich alle Mühe gegeben, die Qualen der Hölle drastisch zu veranschaulichen, doch umsonst: Sinnenfroher geht's, wie der witzige Volksmund bis heute argwöhnt, allemal dort drunten zu, wo die Teufel mit dabei sind. Da wird gekocht und geschmort, geröstet, gegrillt und geselcht, gehurt, geschmust und gevögelt, dass es nur so eine Lust zu sein scheint. Die Lust hat freilich ihren hohen Preis: den extremer körperlicher Leiden, zugefügt von den Schergen Luzifers mit ihren glühenden Zangen und Lanzen, Stecheisen und Messern. Hölle und Fegefeuer sind der griechischen Unterwelt verwandt, ebenfalls ein Ort, der „drunten“ liegt, irgendwo unter der Erde, wo das Licht nicht hinkommt. Aber anders als bei den Griechen sind es in mittelalterlicher Ausschmückung Orte perverser Leidenschaft, der entsetzlichsten Höllenqualen. Das Gefängnis der Hölle ist der Körper. Die Menschen sind und bleiben, wie die sozialgeschichtlichen Studien von Foucault gelehrt haben, noch für Jahrhunderte eingepfercht in ihren Käfig der Lust und des Schmerzes. Es ist das Leiden am Fleisch, an Leidenschaften, Trieben und Krankheiten.

Der Himmel, die Erlösung verspricht dagegen Befreiung von der Last des Körpers, des Irdischen und Kreatürlichen, die uns mit nassschweren Ketten an die Erde fesseln und mit der Natur verbinden. Der reine Geist, die Seele, der körperlose Zustand ist das Glück. Von diesem Neuplatonismus hat sich das gemeine Volk nie blenden lassen: Zu genau wussten die Leute, was Wonne und Lust von Leiden und Qualen unterscheidet und dass beides seinen Körper braucht, die Empfindsamkeit der Sinne. Auch wenn der Genuss nicht alles ist: Dass die Reichen und die Wohlhabenden schon hienieden schwelgen konnten, während die Masse darben musste, das war und blieb eine materialistische Einsicht, die auf Veränderung der irdischen Verhältnisse drängte. Mochte der Geist auf Flügeln der Schwerelosigkeit dahineilen, der Zweifel blieb hartnäckig, ob dies auf Dauer so recht lustvoll sei.

4 Tod als Erlösung

Tod als Erlösung aus dem irdischen Jammertal? Nein, in der Konsum- und Erlebnisgesellschaft hat diese Vorstellung nicht mehr das Zeug zur Vision. Heute könnte dies allenfalls noch als eine Frage erscheinen, die sich für andere Regionen und Breiten stellen mag. Dabei ist es noch nicht lange her, dass der Globus auch in Zentraleuropa unter den Qualen und dem Leiden von Millionen und Abermillionen Menschen ächzte und stöhnte. Aber die Bedrohung durch Katastrophen kehrt wieder. Den Verwüstungen zweier Weltkriege folgten unzählige Nachfolgekriege in anderen Erdteilen. Jetzt könnten die Schrecken einer zunehmend unbotmäßigen Natur mit ihren Tsunamis, Erdbeben und Wirbelstürmen, die zwischen Arm und Reich nicht länger unterscheidet, auf eine mögliche Rückkehr massenhaften Elends deuten. Sollte der Traum immerwährender Prosperität wirklich immer nur kurz währen?

Das Jammertal muss kein Kollektivschicksal sein. Es gibt genügend Anlässe im individuellen Schicksal, die den Tod als Erlösung herbeisehnen lassen können. Die unheilbare Krankheit, dauerhaftes Siechtum, qualvolle Schmerzen haben schon immer die moralische Frage nach der helfenden Hand beim Sterben aufgeworfen. Heute besitzt sie offenbar (aus welchen Gründen genau, entzieht sich meiner Kenntnis) verstärkte Aktualität.

5 Tod als Übergang

„Es war, als hätt’ der Himmel,
die Erde still geküsst,
dass sie im Blütenschimmer,
von ihm nur träumen müsst.

Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog über stille Lande,
als flöge sie nach Haus.“

Dieses viel zitierte Gedicht von Eichendorff ist der Spitzenhit einer laienhaft gewordenen Todeskultur, die ungeachtet aller Todesverachtung ebenfalls nicht hinnehmen will, dass es mit dem Tode einfach zu Ende sein sollte. Trotz des eingefleischten Argwohns gegenüber jeglicher Mystifizierung des Todes ist ihr die Vorstellung eines Übergangs, einer Seelenwanderung, doch ein tröstlicher Gedanke. Mit den zarten Bildern Eichendorffs von einer naturromantischen Vermählung, die unsere Seele sich erheben und zur Heimat zu-

rückfliegen lässt, beziehen wir uns indirekt auf die christliche Gewissheit, dass der Tod die Seele freisetzt. Zugleich deuten wir den Tod in hellenistischer Tradition als Beginn einer Peripathie, eines Übergangs, einer Wanderung, die uns „nach Haus“, zu den Ursprüngen zurückführt.

6 Tod und Zeit: Lebenszeit und Weltzeit

Tod ist Kränkung. Das Bewusstsein der Endlichkeit, des Abtretens, während die Uhr weiter läuft und Welt und Menschen ihren gewohnten Geschäften weiter nachgehen, ist eine narzisstische Demütigung. Es geht uns wie Fußballspielern, die nach kurzem Einsatz vorzeitig vom Spielfeld genommen werden. Dass die Welt weiterbesteht, weitergeht in ihrem Lauf und wir nur für einen relativ kurzen Moment dabei sind, ist eigentlich ebenso trivial wie die Tatsache, dass wir in sie zu einem bestimmten historischen Moment hineingeboren sind und dass alles, was davor war, Geschichte ist.

Dieser Beginn schockiert uns allerdings im Vergleich zum Ende deutlich weniger. Dabei ist zu beiden Zeitpunkten das Verhältnis von subjektiver und objektiver Welt identisch. Sie war, bevor wir wurden und sie wird sein, wenn wir nicht mehr sind. Aber in der subjektiven Wahrnehmung sind es gänzlich verschiedene Sachverhalte. Die Subjektwerdung ist zugleich Weltaneignung und Weltkonstitution. Die Differenz von objektiver und subjektiver Welt wird zunächst gar nicht wahrgenommen. Dem Kleinkind bleibt verborgen, dass es außer ihm noch eine andere, fremde Welt gibt – das ist es, was als frühkindliche Omnipotenzphantasie bezeichnet wird. Die frühen Erfahrungen, dass die Realität unseren Bedürfnissen und Wünschen nicht gehorcht, sind die ursprünglichen narzißtischen Kränkungen. Aus ihnen formt sich erst allmählich und notgedrungen das Bewusstsein der fundamentalen Trennung von Innenwelt und Außenwelt. Diese zweite Geburt führt zum Leben auf dem Vulkan: Sie bewirkt, wie die Träume und psychischen Krankheiten zeigen, einen labilen und stets prekären, nie dauerhaft gesicherten Zustand.

Die harte Welt der äußeren Realität gewinnt, einmal erkannt, mit zunehmendem Alter an Gewicht. Das Ausmaß empfundener subjektiver Ohnmacht, die Weltängste, nehmen zu. Gleiches gilt für das Bedürfnis nach „Verewigung“. Auch wenn es dem individuellen Menschen nicht gelingt, seinen Werken kann dieser Erfolg – temporär begrenzt, versteht sich, – beschieden sein: Haus und Hof, Bücher und Bilder, Vermögen und Beziehungen, das Unternehmen und die Firma mögen überdauern. Gleiches gilt für andere Einrich-

tungen wie Vereine und Verbände und für Institutionen wie Staaten oder die Kirche und das Papsttum. So bauen wir eine zweite Welt von Organisationen, in denen wir als temporäre Rollenspieler engagiert sind. Anders als bei der ersten Natur zählen wir mit zu den Architekten ihrer Transzendenz. Organisationen sind der Beweis der Göttlichkeit der Endlichen – es sei denn sie scheitern so schmachlich wie das tausendjährige Reich..

7 Tod und Kultur

Nach verbreiteter Deutung ist alle menschliche Kultur aus der Auseinandersetzung mit dem Tode entstanden. Die Pyramiden Ägyptens, die Tempel der Mayas und Inkas, die Menhire von Carnac, die Ritterarmeen der Ming-Gräber, die Tempel und Stelen der Griechen und Römer, die Kirchen und Kathedralen der Christen, das Pantheon und der Invalidendom in Paris, die Mausoleen von Ho Tsch Minh, Lenin oder Mao Tse Tung – sie alle sind kulturelle Zeugnisse der Auseinandersetzung mit dem Tod. Warum der Tod die Menschen zu diesen gigantischen Leistungen anspornte und sie zu den mit ihnen verbundenen Opfern bereit waren, wissen wir nicht und können wir immer weniger nachempfinden. Der Tod, so scheint es, hat in unserer Zivilisation seinen kulturellen Auftrag eingebüßt. Wir brauchen ihn nicht mehr, um zu wissen, wo wir herkommen und wo wir hingehen, um überindividuellen Sinn für eine Gemeinschaft zu stiften.

8 Tod als Abschied und bürokratische Lebensform

Ich erinnere sehr zartfühlende Szenen des Abschieds zwischen Mann und Frau, die auf etruskischen Urnen und Grabplatten dargestellt sind. Der meist männliche Verstorbene, der unwillig zu gehen scheint, an der Hand gehalten von der ihn ein Stück Wegs begleitenden Frau. Heute geht es prosaischer zu.

Die Stadt Trier bietet im Internet (www.trier.de/rathaus/lebenslagen) unter dem Titel Stadt Trier – Lebenssituation – Tod eine Art Merkzettel an, der die Hinterbliebenen daran erinnert, was sie in dieser ungewohnten Situation alles zu erledigen haben. Der Maßnahmenkatalog ist lang, er beginnt mit Trauerarbeit und endet mit der Begleichung der Erbschaftssteuer. Dazwischen listet er alle Dinge auf, an die zu denken ist, vom Bestattungstermin bis zum Abmelden von Zeitung und Telefon.

Tod und Sterben bereiten, dies macht der Merkzettel der Stadt Trier deutlich, eine Menge Arbeit. An vieles muss gedacht werden, das erledigt sein will,

wenn plötzlich die Fäden zwischen einem Menschen und seiner Umwelt abreißen. Aber so richtig viel ist es wiederum auch nicht, was den Menschen mit der Welt verbindet. Schon der bloße Wechsel des Girokontos oder ein Umzug erfordert ähnliche Besorgungen. Zu erledigen sind für die Hinterbliebenen viele profane Dinge, die so gar nicht zur Dramatik des Todes und den aufwühlenden Gefühlen, die mit ihm verbunden sind, zu passen scheinen. Die Bewältigung dieser Alltagsgeschäfte zwingt die Überlebenden in die Routine des Weitermachens, Weiterlebens. Diese Realität lenkt ab von der Besinnung auf den Verlust, auf Trauer und Schmerz – und vielleicht besteht darin ihre hintsinnig tröstliche Funktion.

9 Tod als Freund und Gevatter

Der Tod ist ein naher Verwandter des Menschen. Der altertümliche Ausdruck „Gevatter“ (Mitvater) bezeichnet ursprünglich die Verwandtschaftsbeziehung zum Taufpaten. In dieser kirchlichen Version ist er ein spiritueller, geistiger Vater, der die Verantwortung für das Seelenheil des Täuflings übernimmt. Im Mittelhochdeutschen erhält „Gevatter“ allgemeiner die Bedeutung von „Onkel“ und „Freund der Familie“. Als Gevatter hat der Tod seinen Schrecken verloren. Er nimmt uns sanft bei der Hand, schließt uns die Lider und geleitet uns hinüber. Er ist in dieser Gestalt ein freundlicher Begleiter, ein distanzierter Vertrauter.

Vergleichbar dem Schlaf entführt uns der Gevatter Tod in die Sphäre der Bewusstlosigkeit, aus der wir gewohnt sind, erfrischt und gekräftigt zu erwachen. Freude bereitet der Schlaf aber nicht nur wegen seiner Fähigkeit, uns für den Wachzustand zu stärken. Das Entrücktsein ist als solches verlockend. Jenseits von Handlungszwängen, Moral- und Rationalitätsgeboten, von Arbeit, Mühsal, Last und Verantwortung muss die Freiheit grenzenlos sein. Wenn sie nicht so endlos wäre: Death is so permanent.

10 Der sprachlos gewordene, überflüssige Tod

Tod ist heute, bei Lichte besehen, überflüssig. Nicht weil wir in der Lage wären, ihn abzuschaffen, sondern weil wir dies tun würden, wenn wir könnten. Als das Andere einer alternativlos, hoffnungslos immanent gewordenen Welt hat er keinen Platz mehr im Bewusstsein und Gedächtnis unserer Zivilisation. Wo wir können, arbeiten wir an seiner Verdrängung. Wir sperren die Sterbenden weg und entsorgen die Toten klinisch sauber.

Das ist einerseits gut so. Weil wir mit ihm nicht „fertig werden können“, weder in der Lage sind, ihn zu besiegen noch zu verstehen, ist es zumindest verständlich, ihn mit einem Tabu zu belegen, um ihm möglichst wenig zu begegnen und gezwungen zu sein, ins Auge zu blicken.

Andererseits spricht es nicht gerade für unsere Reife und Stärke, dass wir den Schrecken immer weniger aushalten. Zumal es sich um die Banalste, gemeinste Sache der Welt handelt, die alle ereilt.

Thea Dückert

Arbeitspolitik neu denken¹

Deutschland steckt tief in einer Beschäftigungskrise. Erst langsam wird in der Öffentlichkeit die soziale und gesellschaftliche Dimension dieser Krise in ihrer vollen Tragweite bewusst. Wurde Arbeitsmarktpolitik bislang oftmals kurzatmig als ein Bündel von Reparaturmaßnahmen betrieben, so rückt nun die gesellschaftliche Frage nach den grundlegenden Zielen und Möglichkeiten einer umfassenden Arbeitspolitik in den Vordergrund. Der Zugang zu Arbeit und Bildung ist ein Nadelöhr und sollte doch ein Scheunentor sein, weil er maßgeblich über die Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe entscheidet.

Unter dem Druck der unakzeptablen Beschäftigungssituation besteht die Gefahr, die Perspektive zu verlieren. Statt schneller Rezepte und Instrumente brauchen wir aber Antworten auf die Frage, ob und wie ein an Gerechtigkeit orientierter Sozialstaat diejenigen, die draußen stehen, integrieren kann. Wir brauchen eine Antwort darauf, ob es in Zukunft auskömmliche Arbeit in Deutschland gibt, auch für die heute Ausgeschlossenen. Es ist an der Zeit, die grundlegenden Perspektiven des Arbeitsangebotes in der veränderten Gesellschaft in den Blick zu nehmen und gleichzeitig pragmatisch nach operationalisierbaren Strategien zu fahnden, die den strukturellen Mangel an Arbeitsplätzen durch die systematische Erschließung von neuen Beschäftigungsmöglichkeiten abbauen, die Erwerbsquote steigern und die hohe Arbeitslosigkeit besonders bei Älteren, Frauen und Geringqualifizierten zurück drängen.

Die rot-grünen Arbeitsmarktreformen konnten diese Antworten nicht liefern. Es waren nachgeholte Reformen der verschlafenen 90er Jahre. Sie geben den Startschuss zu weiteren Veränderungen, denn sie verfolgen zwar das Ziel der

1 Dieser Beitrag ist inhaltlich anlässlich einer Fachtagung zur Zukunft der Arbeit entstanden, die ich für die grüne Bundestagsfraktion geleitet habe und die nur 2 Wochen vor Alexanders Tod stattgefunden hat. Er hat mir Mut für diese Tagung gemacht und sich über den Erfolg gefreut. In Kürze werde ich einem Sammelband die Debatte dokumentieren, dieser Beitrag wird – etwas ausführlicher – die Einleitung werden.

Integration in den 1. Arbeitsmarkt, aber sie können allein die Überwindung von Massenarbeitslosigkeit und sozialer Ausgrenzung nicht bewirken. Es kommt jetzt darauf an, die Frage nach der Arbeit der Zukunft weiter zu bearbeiten und an zentralen Punkten zu Lösungen zu kommen.

Wo keine Arbeitsplätze entstehen, kann nicht vermittelt werden. Es ist deshalb keine neue Erkenntnis, dass die Hartz-Reformen zwar notwendig sind, aber nicht ausreichen um Massenarbeitslosigkeit zu beseitigen. Sie modernisieren die Arbeitsverwaltung und ihre Instrumente, sie führen zwei steuerfinanzierte Leistungen für Langzeitarbeitslose zusammen und verbessern die individuelle Betreuung von Arbeitslosen. Aber sie können nur in begrenztem Maße zusätzliche Beschäftigungsmöglichkeiten erschließen. Trotzdem wurden Versprechungen gemacht und suggeriert, die Hartz-Reformen würden aus der Misere herausführen. Umso schwerer wiegen die Anlaufschwierigkeiten bei der Umsetzung, die Pannen und die Streitereien zwischen Kommunen und der Bundesagentur für Arbeit. Wenig hilfreich ist auch der Versuch, die sehr viel höher als geplant ausfallenden Kosten für Hartz IV den Beziehern von Arbeitslosengeld II anzulasten. Das neue Prinzip der Arbeitsmarktpolitik, das Fördern und Fordern, ist im komplizierten Gesetzgebungsverfahren ohnehin verstümmelt worden. Dadurch ist das Gerechtigkeitsempfinden der Betroffenen schwer geschädigt. Und deshalb sind Korrekturen beim Zuverdienst, bei der Anrechnung des Partnereinkommens ebenso notwendig wie eine bessere Grundsicherung für Kinder und die Einführung eines Altersvorsorgekontos. Aber auch diese Korrekturen für mehr soziale Balance werden keine neuen Arbeitsplätze schaffen.

Man sollte jetzt nicht so tun, als müsse „Hartz“ nur korrigiert werden und erst einmal wirken, und danach seien auch die fünf Millionen Arbeitslosen vom Tisch. Ohne ein beschäftigungswirksames Wachstum werden Fördern und Fordern, bessere Vermittlung, neue Instrumente wie Zeitarbeit und andere Einstiegshilfen in den 1. Arbeitsmarkt nur geringe Erfolge zeigen können.

Es muss eine Politik entwickelt werden, die neue Beschäftigungsfelder erschließt, die die Beschäftigungsschwelle weiter senkt, die beschäftigungsintensives nachhaltiges Wachstum und Innovationen generiert und die Erwerbsbeteiligung und Aus- und Weiterbildung steigert.

Der mit dem Namen „Hartz“ verbundene Paradigmenwechsel in der Arbeitsmarktpolitik hat zu einer erheblichen Verunsicherung der Menschen geführt. Schwieriger wurde die Situation, weil die Reformen in Deutschland in der Zeit höchster und steigender Arbeitslosigkeit vollzogen werden mussten und

die ökonomischen Probleme der Vereinigung noch längst nicht bewältigt waren. Die Arbeitsmarktreformen duldeten keinen Aufschub mehr, zu viel Zeit war schon verloren gegangen. Gleichzeitig mussten die sozialen Sicherungssysteme auf die fortschreitende demographische Entwicklung eingestellt werden. Die Rente war eben nicht mehr sicher ohne eine ergänzende private und betriebliche Vorsorge. Das alte sozialstaatliche Versprechen Bismarckscher Prägung umfasst jedoch die langfristige Sicherung des Lebensstandards der erwerbstätigen Bevölkerung. Dieses Sozialstaatsverständnis ist tief verankert im Gerechtigkeitsgefühl weiter Bevölkerungsschichten und musste in Folge der demographischen Entwicklung doch zurückgenommen werden, während gleichzeitig viele Beschäftigungsverhältnisse immer unsicherer und die Barrieren des Arbeitsmarktes für viele Menschen immer höher wurden.

Fünf Millionen Arbeitslose, mehr als die Hälfte davon Langzeitarbeitslose, eine extrem hohe durchschnittliche Arbeitslosigkeit – Dauer von fast 40 Wochen, das sind die nackten Zahlen, die nüchtern beschreiben, was die Menschen heute zu spüren bekommen: Arbeitslosigkeit ist für viele Betroffene keine kurze persönliche Episode. Das gilt in Deutschland vor allem für Ältere, für Frauen und für viele Regionen.

Bei allen gesellschaftspolitischen Diskussionen über die Notwendigkeit, den Begriff der Arbeit zu erweitern und die Überhöhung der Erwerbsarbeit zu relativieren, kann nicht ignoriert werden, dass in unserer Gesellschaft die individuelle Verortung über die Erwerbsarbeit ein großes Gewicht hat. Die soziale Funktion der Erwerbsarbeit kann auch durch die wichtigen Schritte zur Aufwertung von Eigenarbeit, Familienarbeit, Nachbarschaftshilfe und ehrenamtlichem Engagement in der Zivilgesellschaft nicht ersetzt werden. Für die meisten Menschen ist Erwerbsarbeit mehr als eine Einkommensquelle. Unabhängig von ihrem sachlichen Inhalt eröffnet sie viele Zugänge ins soziale Leben. In der Arbeitslosigkeit kommt den Betroffenen viel mehr abhanden als die Erwerbsarbeit.

Die Analyse des letzten Armuts- und Reichtumsberichts der Bundesregierung zeigt die enge Verknüpfung von Armut und Arbeitslosigkeit. Armut ist für die meisten Menschen eine befristete Lebensperiode. Aber Armut ist für einen Teil der Armen auch zu einer vererbten Sackgasse geworden. Armut, die dann in ghettoisierte Wohnverhältnisse führt, die krank macht und die arm ist an Kommunikation und Bildung. Armut hat kein einheitliches Gesicht, aber sicher ist: Arbeitslosigkeit und Mangel an Bildung sind wesent-

liche Ursachen für soziale Ausgrenzung, die sich in mehr zeigt als im Mangel an Geld.

Das viel beschworene Ende der Erwerbsarbeit ist ein Mythos. Aber die Arbeitspolitik darf nicht nur auf Flexibilität setzen, sondern muss mit einer verlässlichen sozialen Grundsicherung kombiniert werden. Sie muss die Bedingungen für diejenigen Menschen sichern, die aus den unterschiedlichsten Gründen aus dem Erwerbsprozess herausfallen. Es muss darum gehen, die Menschen zur Selbsthilfe zu befähigen, aber eben auch darum, eine verlässliche Basis und Hilfestellung dafür zu bieten. Ohne eine verlässliche Grundsicherung ist Flexibilität und Mut zur Veränderung nicht zu erwarten. Auch die vorhandene Gefahr der Stigmatisierung derjenigen, die auch durch eine aktivierende Arbeitsmarktpolitik nicht erreichbar sind, kann durch eine diskriminierungsfreie Grundsicherung abgefangen werden.

Arbeit ist möglich, auch für die heutigen Langzeitarbeitslosen. Viele europäische Nachbarn haben die beschäftigungspolitischen Herausforderungen besser bewältigen können als Deutschland. In Schweden, Dänemark oder in den Niederlanden sind die Bedingungen der Globalisierung und der demographischen Entwicklung ähnlich, wenn auch der Prozess der deutschen Wiedervereinigung eine besondere Situation darstellt. Unsere Nachbarländer haben früher angefangen, ihre Arbeitspolitik umzustellen und sie haben Jahre für diesen Weg gebraucht. Der europäische Vergleich kann Mut machen, wenn es um die Frage geht, ob niedrige Erwerbsquoten und hohe Arbeitslosigkeit überwindbar sind. Er zeigt uns, dass auch in modernen postindustriellen Gesellschaften Arbeitslosigkeit nicht vollständig, aber doch umfangreich bewältigt werden kann.

Auch der historische Rückblick zeigt, dass die größten strukturellen Veränderungen wie die industrielle Revolution nicht zum Ende der Erwerbsarbeit geführt haben. Es ist immer wieder gelungen, neue Arbeitsplätze in Branchen zu schaffen, die zuvor ohne beschäftigungspolitische Bedeutung waren. Hinzu kommt, dass alle Prognosen über die europäische Entwicklung zeigen, dass der europäische Binnenmarkt eine große beschäftigungspolitische Chance gerade auch für Deutschland darstellt. Allerdings kann die Perspektive nicht in der Konkurrenz mit Billiglöhnen liegen, sondern nur auf Basis von zwei Säulen, nämlich einer hochqualifizierten industriellen Produktion und innovativen Wirtschaftstätigkeit der kleinen und mittleren Betriebe, kombiniert mit einem vielfältigen und breiten Dienstleistungssektor. Auch im Sinne einer nachhaltigen Beschäftigungsentwicklung muss es ge-

lingen, die notwendigen ökologischen, sozialen und steuerpolitischen Rahmenbedingungen Stück für Stück europaweit zu setzen.

Es gibt Mittel und Wege, in der Bundesrepublik eine positive Beschäftigungsdynamik zu entfalten und damit die Zukunft der Arbeit für alle zu bejahen. Steigende Erwerbsquoten bei Frauen, Älteren und sinkende Arbeitslosigkeit bei Geringqualifizierten sind möglich, weil es ungenutzte Beschäftigungspotentiale gibt – im Gesundheitsbereich, im kulturellen Bereich, im ökologischen Bereich, im städtischen Sektor –, die es durch veränderte Rahmenbedingungen zu heben gilt.

Bei den notwendigen Strukturreformen für Arbeit, Bildung und soziale Sicherheit geht es immer auch um die Finanzierbarkeit. Umfinanzierungen sind nötig, denn Investitionen in Bildung und Arbeit sind nicht umsonst zu haben. Die Reformen dürfen jedoch nicht mit ungedeckten Schecks auf die Zukunft finanziert werden. Der Wachstumsprozess alleine wird die finanziellen Spielräume nicht schaffen können, die Haushaltskonsolidierung alleine bringt ebenfalls keine grundsätzlichen Strukturveränderungen in Arbeit und Bildung in Gang. Es bedarf eines beschäftigungsorientierten Zusammenspiels aus Umverteilungs-, Steuer- und Haushaltspolitik. Die stärkere Steuerfinanzierung von Sozialleistungen und Bildung ist für mehr Arbeit in der Zukunft von wesentlicher Bedeutung. So wie die Art der Finanzierung der Sozialsysteme auf die Beschäftigungsschwelle Einfluss hat, so ist auch die kontinuierliche Verringerung struktureller Haushaltsdefizite von Bedeutung für die Dauerhaftigkeit von Beschäftigungs- und Erwerbschancen.

Wir brauchen eine neue Beschäftigungsdynamik, die Chancen am Arbeitsmarkt eröffnet und mit einer gerechten und zukunftsfähigen Gesellschaft vereinbar ist. Und es ist eindeutig, dass dies nur im Kontext der europäischen Entwicklung erfolversprechend ist. Entscheidend für ein Vorankommen ist hierbei ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Wirtschafts-, Beschäftigungs- und Sozialpolitik. Das europäische Modell sollte sich nicht nur auf gute Wirtschaftsleistungen stützen, sondern auch auf ein hohes Niveau sozialer Sicherheit, einen hohen Bildungs- und Ausbildungsstand und sozialen Dialog.

Auf Grund der hohen strukturellen Arbeitslosigkeit gilt es, Prioritäten zu setzen. Es geht in erster Linie und vor allem darum, Chancen für diejenigen zu schaffen, die heute außerhalb oder am Rande des Arbeitsmarktes stehen. Die Analyse zeigt: In Deutschland stehen viele dauerhaft am Rande. Jugendlichen fehlt Ausbildung, und sie haben damit die denkbar schlechtesten Voraussetzungen für ihre bevorstehende Erwerbsbiographie. Die Erwerbsquote von

Frauen und Älteren ist im europäischen Vergleich extrem gering, Arbeitsplätze für Geringqualifizierte fehlen und die Beschäftigungspotentiale im personenbezogenen, sozialen und haushaltsbezogenen Dienstleistungssektor sind unterentwickelt. Der Weg in die Wissens- und Dienstleistungsökonomie ist offenbar nur halb gegangen.

In unserer Gesellschaft wartet – im wahrsten Sinn des Wortes – viel Arbeit auf uns, und es kommt darauf an, die Bedeutung dieser Bereiche zu erfassen und ihre Entwicklung zu unterstützen. Es geht darum, die Bedeutung und Qualität zukünftiger Arbeit zu beschreiben und politische Konsequenzen daraus zu ziehen.

Wir müssen den gesellschaftlichen und sozialen Strukturwandel, den Wandel der Städte, die Bedeutung von Kultur und Freizeit, den demographischen Wandel, als Beschäftigungspotentiale und -formen annehmen und in die Zukunft weiterdenken. Dabei geht es nicht in erster Linie darum, Förderprogramme für einzelne Sektoren zu schaffen, sondern Trends zu verstehen und die Institutionen und Rahmenbedingungen so anzupassen, dass sie stärkend statt verhindernd wirken.

Wenn man neue Beschäftigungsmöglichkeiten erschließen will, muss zunächst ein hartnäckiger Irrglaube überwunden werden. Jahrzehntlang herrschte die Vorstellung, dass die Verknappung von Arbeitskräften zur Beseitigung von Arbeitslosigkeit beiträgt. Alte sollten für Junge Platz machen, Frauen für Männer. Das war eine simple Fehlkalkulation, wie uns wiederum die Nachbarländer demonstrieren. Die Steigerung der Erwerbsquoten führt gesamtgesellschaftlich zu mehr Beschäftigung, besonders im Dienstleistungsbereich. Statt z.B. auf eine Politik der Frühverrentung zu setzen, wollen wir eine Kultur der Altersarbeit und der Integration voranbringen.

Die traditionelle Politik der Ausgliederung aus dem Arbeitsmarkt muss wegen ihrer sozialen und ökonomischen Folgen beendet werden. Nach Berechnungen der Europäischen Kommission könnte das Wachstum von derzeit 2 bis 2,25 Prozent auf etwa 1,25 Prozent im Jahr 2040 abfallen, wenn der Rückgang der Erwerbsbevölkerung nicht durch eine Erhöhung der Erwerbsquote ausgeglichen werden kann. Eine Entwicklung, die sich wechselseitig verstärken würde: Die kumulative Wirkung eines solchen Rückgangs wäre, dass das Pro-Kopf-BIP um etwa 20 Prozent niedriger ausfiele. Der Beitrag, den der technische Fortschritt zum Wachstum leisten kann, wird nicht ausreichen, um die Verluste des allgemein abnehmenden Arbeitsvolumens zu kompensieren. Auch deshalb muss es gelingen, mehr Menschen in den Ar-

beitsprozess zu integrieren und die Erwerbsquote gerade auch von Frauen und älteren Arbeitnehmern zu steigern.

In Deutschland wird mit hohen Löhnen bei hoher Produktivität im internationalen Maßstab konkurrenzfähig produziert. In Deutschland wird in einigen sehr wettbewerbsfähigen, weltmarktorientierten Industriezweigen kapitalintensiv und extrem arbeitssparend produziert. Beispielsweise in der Automobilindustrie konnte zusätzliche Beschäftigung aufgebaut werden. Betriebsverlagerungen ins Ausland haben die Beschäftigung im Inland positiv beeinflusst. Anders in den Wirtschaftszweigen, die auf den Inlandsmarkt orientiert sind: Hier ging Beschäftigung verloren.

Die Strategie hoher Produktivität bei hohen Löhnen greift hauptsächlich auf dem Arbeitsmarkt der exportierenden Industrie, außerhalb dessen greift sie oft nicht. Orientiert sich die Entlohnung einfach an den Exportindustrien, wie dies in der Vergangenheit der Fall war, werden Arbeitsplätze vernichtet oder entstehen gar nicht erst. In vielen Feldern des Sozial- und Gesundheitswesens oder auch bei den Dienstleistungen im Haushalt lässt sich zudem die Produktivität nicht in dem Maße steigern wie in der Industrie.

Der Weg in die Wissensgesellschaft bedeutet nicht, dass Industriearbeit abgelöst wird, er bedeutet, dass auch in der Industrie die wissensbasierten Anteile von Arbeit steigen. Der industrielle Sektor schiebt vor allem Geringqualifizierte in die Arbeitslosigkeit, aber er wird uns erhalten bleiben, mit abnehmenden Beschäftigtenzahlen. Produktivitätsgewinne wurden vielfach nicht vollständig für Lohnerhöhungen verwendet, sondern ebenso für den Erhalt von Arbeitsplätzen und für Arbeitsplatzgarantien eingesetzt. In den einzelnen Betrieben haben sich vielfältige Aktivitäten entfaltet: Lohn- und Arbeitszeitregelungen, Investitions- und Standortzusagen wurden und werden flexibel kombiniert. Der stellvertretende IG Metall-Chef Huber fordert generell zweistufige Tarifverträge, die tarifliche Grundlöhne und ertragsabhängige Einmalzahlungen in den Betrieben kombinieren. Diese Form der beweglichen Ausgestaltung der Tarifautonomie wird in Zukunft von den Tarifparteien weiter entwickelt werden.

Eine gezielte Entlastung von Sozialabgaben führt zu einer Ausweitung der Beschäftigung. Richtig ist, dass es zumindest unter gegebenen Bedingungen Wachstum braucht, um Arbeitslosigkeit zu reduzieren. Folgender Sachverhalt kommt in der öffentlichen Debatte jedoch häufig zu kurz: Ökologisch unschädliches Wachstum kann unterschiedlich beschäftigungsintensiv ausfallen, und die Art der Finanzierung der sozialen Sicherung spielt dabei eine

entscheidende Rolle. Analysen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung zeigen, dass eine substanzielle Ausweitung der Beschäftigung erreicht werden könnte, wenn die Belastung mit Sozialabgaben sinken würde. Besonders wirkungsvoll wäre eine gezielte Senkung der Sozialabgaben im unteren Einkommensbereich. Das zeigen auch aktuelle Forschungsergebnisse des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung: Eine stärkere Finanzierung der sozialen Sicherung über Steuern und eine gezielte Entlastung niedriger Einkommen von Sozialabgaben würde zu einer Ausweitung der Beschäftigung führen, auch wenn die bestehenden Standards in der sozialen Sicherung gehalten werden.

Insgesamt müssen in der Bundesrepublik die Lohnnebenkosten erheblich gesenkt werden, wenn – vor allem in preiselastischen Bereichen wie dem Dienstleistungssektor – Beschäftigung entstehen soll. Die notwendigen Steuermittel zur Gegenfinanzierung dieser Umschichtung müssen gleichzeitig im Rahmen bleiben, da auch für Bildung und Kinderbetreuung immense Mehrausgaben notwendig sind, wenn die Integration in den Arbeitsmarkt gelingen soll. Ein realistischer Weg ist, die Senkung der Lohnnebenkosten zu konzentrieren auf Bereiche, in denen besonders starke Beschäftigungseffekte für Geringqualifizierte erreicht werden können. Deshalb ist es sinnvoll, dass niedrige Einkommen von Sozialabgaben entlastet und dass Strategien entwickelt werden, um dieses Vorhaben über Steuern sozialverträglich und gerechtkeitsorientiert zu finanzieren.

Die Entlastung geringer Einkommen ist für eine zukunftsweisende Beschäftigungspolitik zentral. Denn Lohndumping und Billiglohnkonkurrenz ist für Deutschland sozial und ökonomisch kein zukunftsweisender Weg. Deshalb müssen wir bei den unteren Einkommen Lohnnebenkosten gezielt reduzieren und dabei das Niveau der sozialen Sicherung für die Beschäftigten erhalten. Der Keil zwischen Brutto- und Nettoeinkommen sollte in diesem Bereich verkleinert werden, und zwar insbesondere dort, wo er existenzsichernde Arbeit gefährdet, am unteren Ende des Einkommensspektrums. Für Alleinerziehende, für Teilzeitbeschäftigte und für Geringqualifizierte können auf diese Weise neue Erwerbsmöglichkeiten erschlossen werden. Frauen arbeiten beispielsweise überproportional häufig in Teilzeit und haben schon allein daher ein niedrigeres Einkommen. Deshalb geraten sie häufiger in den Bereich von Niedrigeinkommen. Die Entlastung von Sozialversicherungsabgaben bei niedrigen Einkommen fördert direkt die Möglichkeiten der Teilzeitarbeit. Die Senkung der Sozialabgaben in diesen Bereichen wirkt auf Angebot und

Nachfrage zugleich und steigert die Chance auf ein existenzsicherndes Einkommen am unteren Rand der Einkommensskala.

Der Bereich der unternehmensnahen Dienstleistungen entwickelt sich schon heute gut. Beschäftigungsdefizite bestehen bei den haushalts- und personenbezogenen Dienstleistungen sowie im Groß- und Einzelhandel, im Handwerk, bei der Gastronomie, bei Reparaturdienstleistungen, aber auch im Bereich Freizeit, Pflege, Gesundheit und Bildung. Alles zugleich Felder, in denen die Schwarzarbeit floriert.

Oft wird der Rückgang der Arbeitsplätze als naturgegebenes Schicksal aufgefasst, das die Endlichkeit des Arbeitsvolumens insgesamt anzeige. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: Neue Arbeitsplätze können entstehen, insbesondere im Dienstleistungsbereich. Beschäftigung ist kein Kuchen, der eine feste Größe hat und nur einmal verteilt werden kann. Die Entlastung der geringen Erwerbseinkommen von Abgaben ist die fehlende Hefe für den Arbeitsmarkt.

Die Erfahrungen der skandinavischen Länder und Großbritanniens zeigen zudem, dass Arbeit im Dienstleistungssektor wiederum neue Arbeit schafft und so selbst zum Treibmittel für den Arbeitsmarkt werden kann. Eine Ausweitung der sozialen Dienstleistungen im Bildungsbereich dürfte z.B. einen starken Beschäftigungsimpuls für Frauen setzen. Dies schafft dann auch neue Beschäftigung dort, wo Tätigkeiten im Bereich Haushalt, Pflege, Gesundheit und Freizeitgestaltung bislang vor allem innerhalb der Familie organisiert wurden. Mit dieser Strategie kann mehr Beschäftigung für Geringqualifizierte aber auch für qualifizierte Arbeitskräfte in den Zukunftsbereichen der Dienstleistungen wie Bildung, Erziehung, Kinderbetreuung, Pflege, Gesundheit, Wellness, Altershilfen, Tourismus geschaffen werden.

Wenn wir soziale Ausgrenzung verhindern wollen, müssen wir Zugangsgerechtigkeit zu Bildung, Arbeit und demokratischer Teilhabe herstellen. Dann aber stellen sich Verteilungsfragen neuer Art. Wir müssen neben individueller Unterstützung zu finanziellen Transfers in Institutionen der Bildung, Arbeit, frühkindlichen Erziehung, Jugendarbeit, Stadtteilarbeit und Ganztagschulen kommen. Wir müssen Umverteilung so gestalten, dass Chancengerechtigkeit beim Zugang zu Arbeit und Bildung hergestellt wird. Das erfordert eine erhebliche Umfinanzierung zu Gunsten der Bildung und für den Bereich der sozialen Sicherung. Chancenverteilung und soziale Sicherung sind alleine über individuelle Einkommensverteilung nicht herzustellen. Insbeson-

dere kommt es darauf an, die Bildungsinstitutionen zu stärken und Lebensbegleitendes Lernen wirklich möglich zu machen.

Ein Staat, der bei seinen Bürgern Selbstbestimmung und Eigenverantwortung voraussetzt, braucht dennoch und gerade deshalb Geld für Investitionen in Bildung und soziale Sicherung. Für weitere Steuersenkungen ist deshalb kein Spielraum. Im Gegenteil, wir brauchen eine Diskussion über eine effektive und gerechte Gegenfinanzierung. Eine duale Einkommenssteuer kann einen wichtigen Beitrag leisten. Durch die klare Trennung von Einkommensteuer für Privatpersonen und Körperschaftssteuer für Unternehmen kann sie die notwendigen Steuereinnahmen sichern, ohne zugleich zu Standortnachteilen im internationalen Wettbewerb zu führen. Nicht alle Detailfragen sind bereits geklärt. Für Personengesellschaften mit einer sehr niedrigen Einkommensteuer könnte auch ein Optionsmodell sinnvoll sein, damit der jeweils günstigste Steuerfall gilt und keine neuen Belastungen für Personengesellschaften mit geringem Einkommen entstehen.

Die Frage nach neuen Beschäftigungsfeldern ist das eine, die Frage nach den Arbeitsbedingungen und Arbeitszeiten, die Frage nach einer flexiblen Gestaltung der Arbeits- und Lebensarbeitszeit erübrigt sich dadurch nicht. Die Antworten darauf können einen wichtigen Beitrag leisten zur gerechteren Verteilung vorhandener Arbeit und zur Vereinbarkeit von Erziehung, Weiterbildung und Beruf. Aber die Debatte muss neu geführt werden. Flächendeckende Arbeitszeitverkürzung ist ebenso wirtschaftsfremd und beschäftigungspolitisch kontraproduktiv wie die Forderung nach flächendeckender Arbeitszeitverlängerung ohne Lohnausgleich. Die Arbeitszeitregelungen müssen differenziert betrachtet werden, wenn über Arbeitszeitregelungen Arbeitsplätze geschaffen werden sollen. Lebensarbeitszeitkonten sind eine Möglichkeit, die aber gegen Insolvenzen geschützt werden müssen. Hinzu kommt: Das Ideal des lebenslangen Vollzeit-Arbeitsverhältnisses wird mehr und mehr zur Fiktion. Doch es gibt derzeit kaum Möglichkeiten, innerhalb eines Erwerbslebens Arbeitszeit bewusst flexibler zu verteilen. Hier gibt es noch weitgehend eine starre Dreiteilung: die Bildungszeit, die vor dem Erwerbsleben steht, das Erwerbsleben in der Mitte, und am Schluss die Rente. Die Altersteilzeit – die vom Begriff her eine Auflockerung dieses starren Schemas nahe legt – wird hauptsächlich zur Frühverrentung genutzt. Hier muss pragmatisch umgesteuert werden. Eine Lebensphasen-Teilzeit statt Altersteilzeit könnte in unterschiedlichen Lebensphasen individuelle Anpassungsleistungen möglich machen. Lebensarbeitszeitmodelle können Raum

schaffen für Qualifizierung und Familienzeiten. Die Job-Rotation kann sinnvoll mit familienpolitischen Maßnahmen verbunden werden. Job Sharing kann neuen Mitarbeitern eine Chance geben. Die Arbeitszeitgestaltung der Zukunft muss genutzt werden für Betriebe, Qualifikationen und Lebensphasen.

Zugleich muss uns der Einstieg in die betriebszentrierte Weiterbildung gelingen, um auf diese Weise den Strukturwandel und die fortlaufende Änderung der Arbeitsanforderungen aktiv durch Weiterbildung der Beschäftigten zu gestalten und Arbeitslosigkeit so präventiv zu verhindern. Um in der beruflichen Weiterbildung umzusteuern und den langfristigen Einstieg in einen Strukturwandel begleitende Kultur des Lebensbegleitenden Lernens für Beschäftigte zu schaffen, müssen jetzt die dafür notwendigen Instrumente zur Verfügung gestellt werden. So sollte die Arbeitslosenversicherung in eine Beschäftigungsversicherung weiterentwickelt werden. Damit könnten die Betriebe beispielsweise für die Weiterbildung ihrer Belegschaft die Beschäftigungsversicherung in Anspruch nehmen, und hätten so ein effizientes Mittel zur Umstrukturierung und zur Erhöhung der Innovationsfähigkeit zur Verfügung, das der Beschäftigungssicherung dient und somit auch den Arbeitnehmern zugute kommt. Im Gegenzug sollten die Betriebe für ihre Belegschaft eine Beschäftigungsgarantie abgeben. Hält der Betrieb diese Garantie nicht ein, muss er in der Folge erhöhte Beiträge in die Beschäftigungsversicherung zahlen oder die Zahlungen des Arbeitslosengeldes übernehmen.

Immer lohnenswert ist es, den Blick einigen europäischen Nachbarländern zuzuwenden, die bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, insbesondere der Langzeitarbeitslosigkeit, schon weiter sind als die Bundesrepublik. Wie also sehen die arbeitspolitischen Ansätze in einem "skandinavischen" Modell wie Dänemark aus? Wie in einem klassisch "liberalen" Modell wie Großbritannien? Und wie in den Niederlanden, die gerade in der Arbeitszeitpolitik vielen als Vorbild gelten? Man kann von anderen europäischen Ländern lernen, dennoch ist nichts einfach auf Deutschland übertragbar. Man sollte immer die unterschiedlichen Bedingungen in unterschiedlichen Ländern im Blick behalten, um nicht auf vermeintlich erfolgreiche Rezepte hereinzufallen. Es reicht auch nicht, immer nur eine Strategie zu verfolgen – die Arbeitslosigkeit hat vielfältige gewachsene Ursachen und muss daher auch mit vielfältigen Mitteln angegangen werden.

Auch wenn sich in der Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft der Zukunft der Arbeitsbegriff verändern und erweitern wird – Erwerbsarbeit und Bildung

werden für die Individuen und die Gesellschaft der Zukunft zentrale Gerechtigkeitsfragen sein. Die Erschließung neuer Beschäftigungsfelder vor allem in den Dienstleistungsbereichen und in Bereichen innovativer umweltfreundlicher Technologien ist möglich. Allerdings müssen nahezu in allen Bereichen Reformen vorangetrieben werden. Im Steuersystem, der Struktur und Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme, in der frühkindlichen, schulischen und Lebensbegleitenden Bildung, in Betreuung, Pflege und Stadtteilarbeit, in sozialen Netzwerken, Freizeit und Kommunikation. Das Gesicht der Erwerbsarbeit wird weiblicher werden, älter, es wird mehr gelernt und mehr Neues hinzugelernt. Aber mehr Arbeit ist möglich, auch für diejenigen, die heute draußen stehen.

Stefan Müller-Doohm

Wie kritisieren? Gemeinsame und getrennte Wege in kritischen Gesellschaftstheorien.*

Der Begriff kritische Theorie taucht zur Bezeichnung des eigenen Forschungsprogramms erstmals 1937 in einem Aufsatz auf, den Max Horkheimer in der *Zeitschrift für Sozialforschung* veröffentlicht. Zu dieser Zeit war das *Institut für Sozialforschung*, dessen inhaltliche Orientierung und wissenschaftspolitische Ausrichtung von ihm als Leiter im wesentlichen bestimmt wurde, schon seit gut drei Jahren der Columbia University in New York assoziiert.¹ In diese Stadt am Hudson war Horkheimer mit dem Großteil seiner Mitarbeiter wie etwa Leo Löwenthal, Herbert Marcuse, Erich Fromm, Fritz Pollock nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigriert. Aufgrund ihrer jüdischen Herkunft und ihrer eigenen oppositionellen Positionierung als Linksintellektuelle und Marxisten waren sie im Hitler-Deutschland an Leib und Leben bedroht und folglich gezwungen, das Land so schnell wie möglich zu verlassen.

Den Titel kritische Theorie hatte Horkheimer zum einen gewählt, um sein eigenes gesellschaftstheoretisches Konzept gegenüber dem abzugrenzen, was er „traditionelle Theorie“ nannte. Darunter verstand er einen am Ideal der Naturwissenschaften ausgerichteten ‚Positivismus‘ von Descartes bis Carnap. Im Unterschied zu diesen Denkrichtungen, aber auch in Abgrenzung zu

* Der Text erscheint in englischer Sprache unter dem Titel „How to criticize? Convergent and divergent paths in critical theories of society“ im *Handbook of Contemporary European Theory*, ed. Gerard Delanty, London/New York: Routledge 2005.

1 Dank seiner politischen Voraussicht hatte Horkheimer dafür gesorgt, das Stiftungsvermögen des *Instituts für Sozialforschung* im Ausland in Sicherheit zu bringen und zugleich Vorbereitungen getroffen, um Zweigstellen des Instituts in Genf, London und Paris einzurichten. Nachdem ein Mitarbeiter des Instituts, Julian Gumperz, ein gebürtiger Amerikaner, persönliche Kontakte mit der Columbia University geknüpft bzw. bei ihrem Präsidenten Nicholas Murray Butler sowie bei den führenden Soziologen Robert S. Lynd und Robert MacIver auf großes Wohlwollen gestoßen war, fiel Horkheimers Entscheidung relativ schnell zugunsten der USA.

den rein spekulativen Strömungen der idealistischen Philosophie definiert Horkheimer seine Theorie als (selbst-)kritische, weil sie sich Rechenschaft über ihre Funktion innerhalb der gegebenen Gesellschaft gibt. Sie strebt nicht nach technisch brauchbaren und anwendbaren Erkenntnissen, sondern macht die Gesellschaft, ihre Antagonismen, zum Gegenstand der Reflexion. „Die Verhältnisse der Wirklichkeit (...) erscheinen ihr nicht als Gegebenheiten, die bloß festzustellen und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit vorauszuberechnen wären“.² Die Kritik, die Horkheimer mit seiner Konzeption von Gesellschaftstheorie im Auge hat, richtet sich sowohl gegen die Restriktionen der traditionellen Einzelwissenschaften in ihren verschiedenen Ausrichtungen (Wissenschaftskritik) als auch gegen die bewusstlose, sich selbst zerstörende Gesellschaft, die in ihrer Blindheit einer Katastrophe zutreibt (Gesellschaftskritik). Die zwei wesentlichen Bedingungen für kritisches Denken sind einerseits die Einsicht in die Ursachen von Unterdrückung, d.h. in die ökonomischen Mechanismen, von denen die repressiven Strukturen des Sozialen bedingt sind, andererseits Empathie im Sinne mitfühlender Erfahrung des sozialen Leids. Das Erkenntnisinteresse einer kritischen Theorie ist die individuelle und kollektive Emanzipation, die zur Gesellschaft ohne Ausbeutung führen soll.

Mit der von ihm gewählten Bezeichnung kritische Theorie will Horkheimer aber nicht nur die marxistischen Erklärungsansätze von Gesellschaft bilanzieren und den wissenschaftlichen Status der eigenen kritischen Methode klären. Vielmehr signalisiert das neue Selbstverständnis einer kritischen Theorie auch eine neue Ausrichtung der zukünftigen Arbeiten des *Institute of Social Research* in den USA.³ Horkheimer kommt gegen Ende seines programmatischen Aufsatzes auf die aktuelle Position der kritischen Theorie zu sprechen und schreibt, dass in einer historischen Situation, „da die ganze Macht des Bestehenden zur Preisgabe aller Kultur und zur finsternen Barbarei hindrängt“⁴, es auch keine allgemeinen „Kriterien für die kritische Theorie

2 Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie, GS 4, S. 217; vgl. McCarthy 1993, Ideale und Illusionen, S. 206 ff.

3 Der Anspruch der Kritik bezieht sich auch auf das dogmatische Element des Marxismus. Dubiel bemerkt ganz richtig: „Die Wahl des Theorierahmens ‚kritische Theorie‘ entsprang nicht nur einer Tarnabsicht in der nordamerikanischen Emigration. Sie war ein theoriepolitisches Differenzsignal.“ Dubiel 1995, Die verstummten Erben der kritischen Theorie, S. 70

4 Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie, GS 4, S. 215. Honneth stellt fest, dass es „die niederschmetternden Erfahrungen des deutschen Nationalsozialismus (waren), die bei den Mitgliedern der Frankfurter Schule (...) Zweifel (haben) aufkommen lassen, ob die zur

als Ganzes“ geben könne. Folglich habe die „kritische Theorie (...) keine spezifische Instanz für sich als das mit ihr selbst verknüpfte Interesse an der Aufhebung des gesellschaftlichen Unrechts. Diese negative Formulierung ist, auf einen abstrakten Ausdruck gebracht, der materialistische Inhalt des idealistischen Begriffs der Vernunft“.⁵ Auch wenn Horkheimer versucht, seinen Anspruch von Kritik normativ mit einem objektiven Wahrheitsanspruch zu verknüpfen, den er mit dem selbstreflexiven Status des eigenen Denkens rechtfertigt, so wächst doch zugleich die Skepsis bezüglich der historisch-praktischen Wirkungskräfte kritischer Vernunft.⁶

Mit dieser Programmatik, kritische Theorie als eine spezifische Reflexionsform zu begründen, die die gesellschaftliche Wirklichkeit aus der Perspektive eines möglichen Andersseins kritisiert,⁷ nähert sich der Institutsdirektor den Vorstellungen, die Adorno stets im Kopf hatte, wenn dieser gegenüber Horkheimer die Gemeinsamkeiten hinsichtlich der entscheidenden philosophischen Problemstellungen betont, die zwischen ihnen bestünden. Dem acht

Kritik herangezogenen Ideale tatsächlich noch den Sinngehalt besitzen, mit dem sie ursprünglich einmal entstanden waren“. Honneth 2000, Rekonstruktive Gesellschaftskritik unter genealogischem Vorbehalt, S. 735 f.

5 Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie, GS 4, S. 216

6 Mit dieser in der Tendenz defensiven Beschreibung der eigenen Aufgabe als Gesellschaftstheoretiker, der nicht mehr vermag als das Vernünftige und Gerechte in Zeiten der „Unmenschlichkeit“ (ebd.) in Form der richtigen Theorie zu bewahren, gibt Horkheimer sein ursprüngliches Forschungsprogramm auf, das er 1931 als noch jüngerer Direktor des Frankfurter *Instituts für Sozialforschung* entworfen hatte. In seiner Rede, die er aus Anlass der Übernahme der Institutsleitung sechs Jahre zuvor gehalten hatte, hatte er noch den Schwerpunkt der Institutsforschung auf eine dauerhafte interdisziplinäre Zusammenarbeit jener traditionellen Disziplinen gelegt wie Ökonomie, Psychologie, Soziologie, Geschichte und Recht. Zugleich sollten die einzelwissenschaftlichen Forschungsergebnisse und ihre jeweiligen methodischen Perspektiven der sozialphilosophisch fundierten Theoriebildung zugute kommen. Während Horkheimer damals, zwei Jahre vor der Hitlerdiktatur, vor allem daran interessiert war, mit Hilfe der fortschrittlichsten Methoden der empirischen Sozialforschung die Faktoren der (verkehrten) Bewusstseinsbildung bei den Menschen zu erforschen, den Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Leben der Gesellschaft, der psychischen Entwicklung der Individuen und den Veränderungen auf den Kulturgebieten zu analysieren, beschränkt sich sein Programm nach dem Sieg des Faschismus und der Ausbreitung totalitärer Herrschaftsformen darauf, die kritische Theorie als eine alternative Praxis des Denkens am Leben zu erhalten. Jetzt ist der kleine Kreis von Personen, der am Anspruch der Sozialkritik in der Gesellschaftstheorie festhält, Statthalter eines emanzipatorischen Interesses, das als normativer Bezugspunkt die sich selbst bestimmende Gesellschaft zum Inhalt hat, das aber angesichts des welthistorischen Zustandes ortlos geworden ist.

7 Vgl. Bonß 2003, Warum ist die kritische Theorie kritisch?, S. 368; vgl. Müller-Doohm 2000, Kritik in kritischen Theorien, S. 71 ff.

Jahre jüngerer Theodor W. Adorno war die geistige Nähe zu Horkheimer seit ihrer Begegnung im Frankfurt der zwanziger Jahre wichtig, obwohl es gerade in dieser Zeitphase erhebliche Meinungsunterschiede zwischen beiden gab.⁸ Wenn Horkheimer aber im „Nachtrag“ zu jenem richtungswiesenden Aufsatz von 1937 den philosophischen Charakter der kritischen Theorie akzentuiert und zu dem Ergebnis kommt, ihr Sinn und Zweck sei nicht die „Vermehrung des Wissens“ sondern gerade die philosophische Reflexion seines ‚Wozu‘, mehr noch und allgemeiner eine selbstreflexive Verhaltensweise, dann entspricht diese Zielbestimmung weitgehend den Ideen, die Adorno mit kritischer Erkenntnis als offenem Prozess antithetischen Denkens, als bestimmter Negation verbindet.⁹

1 Adorno: Verbindlichkeit ohne System

Schon in seiner Antrittsvorlesung als Privatdozent für Philosophie vom Sommer 1931 hat Adorno die Idee der „philosophischen Deutung“ akzentuiert und den Gedanken verworfen, mit Hilfe der Wissenschaften oder eines Systems der Philosophie „die Totalität des Wirklichen“ zu erfassen.¹⁰ Vielmehr entwirft er ein Interpretationsverfahren, dessen Pointe darin besteht, eine Reihe variierender Deutungsmodelle zu den erklärungsbedürftigen Phänomenen zu entwickeln und diese Modelle in „wechselnde Konstellationen“ zu bringen. Ziel der Deutungen, die sich durch das Mittel der „exakten Phantasie“ inspirieren lassen, ist es, „Schlüssel zu konstruieren, vor denen die Wirklichkeit aufspringt“.¹¹ Kein Schlüssel vermag aber den konstitutiven „Rätselcharakter“ der intentionlosen Wirklichkeit durch eine gültige Lösung zu beseitigen. Denn gäbe es für das Rätsel, das die Realität aufwirft, eine definitive Antwort, so wäre dies eine andere Welt als die historisch existierende, die aufgrund ihrer Kontingenz stets aufs neue nach Deutungen verlangt, die nicht mehr vermögen, als in Momenten jene „Rätselgestalt blitzhaft zu

8 Vgl. Müller-Doohm 2003, Adorno. Eine Biographie, S. 112 ff. sowie S. 203 ff.; ders. 2004, Vom Niemandsland aus denken,

9 Dennoch sind die Differenzen zwischen Horkheimer und Adorno offensichtlich. „Während Adorno das Problem (der Kritik, d.V.) eher *methodologisch* reflektierte und für Analysestrategien mit exemplarischen und monographischen Akzentsetzungen plädierte (...), argumentierte Horkheimer stärker *wissenschaftsorganisatorisch*“ (Hervorhebung im Original), Bonß 2003, Warum ist die kritische Theorie kritisch?, S. 375

10 Adorno, Die Aktualität der Philosophie, GS 1, S. 326

11 Ebd., S. 340 und S. 342

erhellen“.¹² An diesem Konzept gedankenexperimenteller Kritik, die interpretativ verfährt, indem unterschiedliche Deutungsmodelle entworfen werden, ohne die letztendliche Wahrheit zu erlangen, die als unabschließbarer Prozess gedacht wird, hat Adorno bis zu seinem philosophischen Hauptwerk, der *Negativen Dialektik* von 1966 festgehalten. Er hat sich zeitlebens darauf konzentriert, an den verschiedenen Gegenständen Kritik als offenen Versuch der Dechiffrierung der inwendigen „Textur der Sache“ praktisch vorzuführen. Diese Form der immanent ansetzenden Kritik grenzt er gegen instrumentelle Denkformen ab, die subsumtionslogisch vorgehen und so auf Zwecktätigkeit und Naturbeherrschung gerichtet sind. Kritik ist für ihn ein Prozess des Sichtbarmachens des Möglichen, des Öffnens durch die bestimmte Negation von Setzungen, seien es Gegebenheiten, seien es Behauptungen oder Handlungsweisen. Der Wahrheitsgehalt des kritischen Gedankens erweist sich zwar in der Evidenz und der Tiefe des Erkannten. Aber im Prozess der Deutung werden Erkenntnisse zu Tage gefördert, die keineswegs „absolut richtig, hieb- und stichfest sind“.¹³ Erkenntnisse, die sich als exakte Aussagen über das Sosein der Realität verstehen, gelten Adorno als tautologisch. Folglich kann das Wahrheitskriterium der Kritik weder die Korrespondenz der Sätze mit der Faktizität sein (Korrespondenztheorie), noch die Logik oder Systematik methodischer Begründungen (Kohärenztheorie). Kritik bedient sich des Mittels bewusster und in diesem Sinne kontrollierter Übertreibungen, die über die bloße Abbildung des Gegebenen hinaus wollen. Deutung macht überhaupt nur als Übertreibung, als Überinterpretation Sinn. „Sie kann sich an nichts festhalten – auch und erst recht nicht an der Übereinstimmung von Deutung und Gedeutetem, denn dann wäre die Deutung keine Deutung, sondern bloßer Nachvollzug. Adorno hält damit an der Idee der Wahrheit fest, sieht die Wahrheit also nur dort, wo die Deutung etwas riskiert und sich nicht einfach auf Vorgefundenes bezieht“. Aus diesem Grund steckt in Adornos Prinzip der Überstilisierung und Übertreibung die Einsicht in die Kontingenz des Verstehensprozesses „unter Aufrechterhaltung des kritischen Impulses der eigenen Interpretation. Denn kritisch ist sie, weil sie auf Veränderung abzielt. Und nur mit der Kontingenz des Verstehens gibt es – erkenntniskritisch gesehen – überhaupt die Möglichkeit der Veränderung von Deutungsmustern und damit der Veränderung der sozialen

12 Adorno, Die Aktualität der Philosophie, GS 1, S. 335 und S. 338

13 Adorno, *Minima Moralia*, GS 4, S. 79

Welt selber“.¹⁴ Nicht umsonst nennt Adorno Dialektik „das konsequente Bewußtsein von Nichtidentität“. Mit anderen Worten: „Dialektik läuft (...) darauf hinaus, so zu denken, daß nicht länger die Form des Denkens seine Gegenstände zu unveränderlichen, sich selber gleichbleibenden macht; daß sie das seien, widerlegt Erfahrung“.¹⁵

Adornos Deutungen kultureller und sozialer Phänomene decken ihre konkreten Bestimmungsmomente auf, die durch die Gesellschaft vermittelt sind. Dabei ist „Vermitteltheit keine positive Aussage über das Sein, sondern eine Anweisung für die Erkenntnis, sich nicht bei solcher Positivität zu beruhigen, eigentlich die Forderung, Dialektik konkret auszutragen“.¹⁶

So wie die Dinge und Menschen in der Gesellschaft faktisch beschaffen sind, müssen sie ihm zufolge keineswegs sein. Denn da sie sich historisch gebildet haben, enthält alles Gesellschaftliche Potentiale der Veränderung. Deshalb definiert Adorno Kritik als „Widerstand gegen (...) alles bloß Gesetzte, das mit dem Dasein sich rechtfertigt“.¹⁷ Der Raum der Freiheit als Raum für das Verschiedene liegt aber wegen der Macht des Bestehenden nicht offen zu tage. Vielmehr bedarf es dazu der demontierenden Leistung der Kritik. Sie erzeugt stets aufs neue alternative Deutungen und legt Denkräume für das „Ferne und Verschiedene“ offen.¹⁸

Man kann diesen Typus von Kritik, wie ihn Adorno praktiziert und begründet hat, als besondere „Form einer welterschließenden Kritik“ bezeichnen. Ihr Sinn besteht Axel Honneth zufolge darin, das „von den sozialen Lebensbedingungen eine so radikale Neubeschreibung geliefert wird, daß schlagartig alles die neue Bedeutung eines pathologischen Zustandes annehmen soll“.¹⁹ Zwei Merkmale seien kennzeichnend für eine solche erschließende Sozialkritik: Zum einen die eigenwillige provokative sprachliche Ausdrucksgestalt, die das Gewohnte in einem anderen Licht erscheinen lässt. Honneth

14 Bonacker 2004, Erschließende Kritik, S. 3 f. und S. 14 f. Bonacker entwickelt die These, dass Adornos Konzept des Deutens der von ihm erkenntnistheoretisch ausgewiesenen Überzeugung Rechnung trägt, dass Verstehen grundsätzlich kontingent ist, und zwar alleine aufgrund der paradoxen Voraussetzungen des Verstehens. Vgl. auch Bonacker 2000, Die normative Kraft der Kontingenz, S. 153 ff.; vgl. auch Garcia Düttmann 2004, Philosophie der Übertreibung

15 Adorno, Negative Dialektik, GS 6, S. 17 und S. 157

16 Adorno, Metakritik der Erkenntnistheorie, GS 5, S. 32

17 Adorno, Kritik, GS, Bd. 10.2, S. 785

18 Adorno, Negative Dialektik, GS 6, S. 192

19 Honneth 2000, Über die Möglichkeit einer erschließenden Kritik, S. 81; vgl. auch Honneth 2000, Rekonstruktive Gesellschaftskritik unter genealogischem Vorbehalt, S. 729 ff.

verweist hier auf die sprachlichen Mittel der ‚narrativen Veranschaulichung‘, der ‚Kreuzstellung von zwei Satzgliedern oder Wörtern‘ sowie der ‚über-treibenden Hervorhebung‘.²⁰ Zum anderen liege der argumentativen Beweisführung ein anderes Wahrheitskonzept zugrunde, das nicht dem Primat deduktiver Logik gehorcht, zugleich mehr sein will als „Feststellung oder Entwurf“.²¹ Adorno hat für seine Dialektik als einer prinzipiell unabgeschlossen Dialektik in der Tat die Maxime aufgestellt, dass „der Wert eines Gedankens (...) sich an seiner Distanz von der Kontinuität des Bekannten (misst). Er nimmt objektiv mit der Herabsetzung dieser Distanz ab; je mehr er sich dem vorgegebenen Standard annähert, um so mehr schwindet seine antithetische Funktion, und nur in ihr (...) liegt sein Anspruch begründet“.²²

Als ausgeführtes Beispiel für diese Art einer erschließenden Kritik nennt Honneth zu Recht das erste Werk, das Horkheimer und Adorno gemeinsam geschrieben haben: die 1944 abgeschlossenen *Philosophischen Fragmente*, die 1947 unter dem Titel *Dialektik der Aufklärung* veröffentlicht wurden. Absicht dieses Buches ist es, den Aufstieg und den Fall des abendländischen Denkens zu rekonstruieren. In diesem Versuch, den Aufklärungsprozess und das Vernunftprinzip von ihrem Ursprung her neu zu denken, verzichten die Autoren auf die geschlossene Einheit eines logisch aufgebauten Darstellungszusammenhangs. Vielmehr entwickeln sie in drei Hauptteilen und zwei Exkursen ganz im Sinne von Adornos Methodik eine Reihe von Deutungsmodellen, die um die These gruppiert sind, dass die „Menschen (...) die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem (bezahlen), worüber sie Macht ausüben“.²³

Der Begriff der Aufklärung dient Horkheimer und Adorno nicht zur Kennzeichnung einer Epoche der Philosophiegeschichte, sondern zur Beschreibung eines spezifisch modernen Bewusstseinszustandes: Aufklärung bezeichnet die stetige Erweiterung von Freiheit in den Sphären des pragmatischen Könnens, des moralischen Sollens und des emotionalen Wollens. Die Kehrseite der Flucht aus dem (irrationalen) Mythos und in die Freiheit des (rationalen) Weltgestaltens zwecks Selbstbehauptung ist der (selbst-)herrschaftliche Zugriff auf Natur und Gesellschaft sowie die Kontrolle des

20 Honneth 2000, Über die Möglichkeit einer erschließenden Kritik, S. 84 ff.

21 Adorno, *Minima Moralia*, GS 4, S. 83

22 Adorno, ebd., S. 90

23 Adorno/Horkheimer, *Dialektik der Aufklärung*, GS 3, S. 25; vgl. Müller-Doohm 2004, Sagen, was einem aufgeht

Subjekts. Auch der Begriff der Vernunft wird dichotomisch als operative und intuitive Vernunft²⁴ gefasst: Sie bedeutet instrumentelle Verfügung und reflexive Selbstbesinnung. Diese Momente einer als Einheit gedachten Vernunft als Fluchtpunkt des Aufklärungsprozesses sind den Autoren zufolge in ein Ungleichgewicht geraten. Dass Vernunft mit Selbsterhaltung gleichgesetzt wird, diese Vereinseitigung ist für Horkheimer und Adorno schon an der Urform der Aufklärung, dem Mythos, ablesbar. Denn die Erzählungen über urzeitliche Ereignisse sind ihnen zufolge bereits erste Erklärungsversuche, die dazu dienen, dem Subjekt die Vorherrschaft gegenüber den Naturgewalten zu sichern. So wie schon der Mythos Aufklärung ist, schlägt die Aufklärung in Mythologie zurück. Das Mythologische bzw. Ideologische des aufgeklärten Bewusstseins der Moderne besteht in der Vorstellung, dass der Homo faber mittels Rationalität in der Lage sei, sich das Universum untertan zu machen. Der Grund für den Wunsch, die Welt durch gesichertes Wissen zu beherrschen, für das Ineins von Aufklärung und Herrschaft, ist die Angst des Menschen vor der verschlingenden Gewalt, der realen Übermacht der Natur. Mit dem „Versuch, den Naturzwang zu brechen, indem Natur gebrochen wird“, gerät das Denken „umso tiefer in den Naturzwang hinein. So ist die Bahn der europäischen Zivilisation verlaufen“.²⁵ Um dem zivilisatorischen Verhängnis zu entgehen, das mit der Unterwerfung äußerer und innerer Natur und dem Imperativ der instrumentellen Vernunft verbunden ist, bedarf es der Widerständigkeit dialektischen Denkens. Es ist für Adorno und Horkheimer der einzige Weg, sich auf einer erweiterten Stufe der Reflexion der Vernünftigkeit der Vernunft zu vergewissern. Adorno spricht in seinem zur gleichen Zeit geschriebenen Buch, den *Minima Moralia*, in seltener Anschaulichkeit von dem Münchhausen-Kunststück, „sich an dem Zopf aus dem Sumpf (zu ziehen)“. Eben das sei „zum Schema einer jeden Erkenntnis“ geworden.²⁶ Dialektik heißt für Adorno mehr als ein Denken in oppositionellen Bestimmungen (These, Antithese), das in der Mitte zum Ausgleich kommt (Synthese). Vielmehr gibt es zwischen den gegensätzlichen Momenten eine innere Vermittlung ohne Mitte, eine Vermittlung der Gegensätze in sich; sie besteht darin, „dass die Analyse eines jeden der beiden einander entgegengesetzten Momente“ seiner inneren Verfassung nach auf das ihm Entgegengesetzte verweist. „Das könnte man das Prinzip der Dialektik ge-

24 Vgl. Schnädelbach 1983, Dialektik als Vernunftkritik, S. 72

25 Adorno/Horkheimer, Dialektik der Aufklärung, GS 3 S. 29

26 Adorno, *Minima Moralia*, GS 4, S. 83

genüber einem bloß äußerlich, dualistisch oder disjunktiv, unterscheidenden Denken nennen.“²⁷

Dass diese Form des dialektischen Denkens mit einer spezifischen sprachlichen Ausdrucksweise verbunden ist, hat Adorno gerade in seinen *Reflexionen aus dem beschädigten Leben* zu zeigen und zu praktizieren versucht. Auffälligstes Merkmal der Textstücke der *Minima Moralia* ist ihre Sprachgestaltung, der Versuch, die philosophischen und gesellschaftstheoretischen Begriffe literarisch bzw. ästhetisch werden zu lassen und doch den Regeln der diskursiven Logik Rechnung zu tragen. So stehen neben den allegorischen Verweisungen, den beschwörenden Sprachgesten, dem disjunktiven Gegeneinander von Sätzen und den bewusst gewählten Übertreibungen streng begriffliche Explikationen, z.B. über die Geschichtlichkeit des Individuums, die Funktion der Kulturindustrie, die Beziehungen der Geschlechter, die Wirkungen des Okkultismus. Gerade das „Element der Übertreibung, des über die Sache Hinausschießens, von der Schwere des faktischen sich Loslösen“²⁸ gibt die auf deskriptive Wiedergabe beschränkte Funktion der Sprache auf. Auf diese Weise kommt ein Erkenntnismodus zustande, dem das Gegen-sich-selbst-denken eigentümlich ist. Eine solche Darstellungsform ist für Adorno die Alternative zum begrifflich subsummierenden Sprachgebrauch, der der Herrschaft der Menschen über die Natur und über sich selbst dient. Durch seine Artistik des Formulierens führt Adorno vor, wie kritische Erkenntnis als kontrapunktisches, als antithetisches Denken auf der Ebene des sprachlichen Ausdrucks zu realisieren ist. Kennzeichnend für die aphoristischen Miniaturen ist, dass sie ein Spannungsfeld von Paradoxien entstehen lassen: „Einzig durch die Anerkennung von Ferne im Nächsten wird Fremdheit gemildert; hineingenommen ins Bewusstsein“.²⁹ Die Erkenntnis resultiert aus der kontradiktorischen Argumentationsform. Durch Gegensatzbildungen überführen sich die jeweiligen Sichtweisen wechselseitig ihrer Einseitigkeiten. Indem Adorno die extremen Seiten einer Sache beleuchtet, entsteht ein geradezu provokativer Bedeutungsüberschuss, auf den der Leser mit Nachdenklichkeit reagiert. Er stellt das ihm soeben Auf-

27 Adorno 1974, Philosophische Terminologie, Bd. 2, S. 142

28 Adorno, *Minima Moralia*, GS 4, S. 144. An anderer Stelle heißt es: „Alles Denken ist Übertreibung, insofern als jeder Gedanke, der überhaupt einer ist, über seine Einlösung durch gegebene Tatsachen hinauschießt“. Adorno, *Meinung Wahn Gesellschaft*, GS 10.2, S. 577

29 Adorno, *Minima Moralia*, GS 4, S. 240

gegangene erneut in Frage. Entsprechend heißt es bei Adorno: „Wahr sind nur die Gedanken, die sich selbst nicht verstehen“.³⁰

In der *Negativen Dialektik* von 1966 hat Adorno sich auf erkenntnistheoretischer Ebene Rechenschaft über die Art und Weise seiner Reflexion gegeben: „Die Utopie der Erkenntnis wäre, das Begrifflose mit Begriffen aufzutun, ohne es ihnen gleichzumachen“.³¹ Die wichtigste Voraussetzung für die Verwirklichung dieses utopischen Erkenntnisziels ist für Adorno die *unreglementierte Erfahrung*: in „angstloser Passivität der eigenen Erfahrung sich“ anzuvertrauen.³² Das Erfahrene ist in einem ersten Schritt der *Deutung* zugänglich zu machen, und zwar durch das Mittel der *begrifflichen Reflexion*. Sie ist „der Versuch, Erfahrung oder besser Es-sagen-wollen (...) verbindlich zu machen“.³³ Verbindlich machen heißt für Adorno *Theoriebildung*, die in der Einheit von Begriff und Sache mündet. So wie die Deutung dem „Trug der Erscheinung“ misstraut, „so misstraut die Theorie desto gründlicher der Fassade der Gesellschaft, je glatter diese sich darbietet. Theorie will benennen, was insgeheim das Getriebe zusammenhält“.³⁴

Dieser Typus von Theorie zielt jedoch – dies darf keinesfalls übersehen werden – auf „Verbindlichkeit ohne System“.³⁵ Diese Maxime beinhaltet durchaus methodologische Prinzipien, die Adorno in jenem Konzept verwirklicht sieht, das er „Denken in Konstellationen“ nennt. Das konstellative Denken beinhaltet ein besonderes Deutungsverfahren, das dem klassifikatorischen Zugriff auf die Phänomene, ihrer Subsumtion unter Oberbegriffe zu überwinden trachtet, indem die Vielfalt der Eigenschaften einer Sache, die Fülle ihrer Bestimmungen interpretativ erschlossen wird. Dieser Versuch einer hermeneutischen Öffnung der zu deutenden Erscheinungen bleibt nicht bei exakter Deskription stehen, vielmehr geht es der Methode des Denkens in Konstellationen darum, über die Analyse der Elemente der Oberflächenstruktur die Elemente der Tiefenstruktur zu dechiffrieren. „Was ist, ist mehr, als es ist“.³⁶ Dieses Mehr, der Variantenreichtum der zu erkundenden, Sache

30 Ebd., S. 254

31 Adorno, *Negative Dialektik*, GS 6, S. 21

32 Adorno 1997, *Subjekt und Objekt*, GS 10.2, S. 752

33 Adorno 1974, *Philosophische Terminologie*, Bd. I, S. 83

34 Adorno, *Soziologie und empirische Forschung*, GS 8, S. 196

35 Adorno, *Negative Dialektik*, GS 6, S. 39

36 Ebd., S. 164

erschließt sich durch „Versenkung ins Innere“: ein Auslegungsverfahren,³⁷ das mit Hilfe theoretisch entworfener Gedankengebilde, variierender Lesarten, für die das Kriterium strikter Sachhaltigkeit gilt, das interpretativ zu explizierende Phänomen unter stets neuen Bezügen, Gesichtspunkten und Perspektiven auf den Begriff zu bringen versucht.

Somit ist die kritische Theorie der Gesellschaft, wie sie Adorno konzipiert, keine Theorie in systematischer Absicht. Vielmehr besteht sie aus einer Vielzahl von Einzelanalysen. Deshalb spricht er ausdrücklich von einem Denken in Modellen: „Das Modell trifft das Spezifische und mehr als das Spezifische, ohne es in seinem allgemeinen Oberbegriff zu verflüchtigen“.³⁸ Die Wahrheit der Theorie liegt ihm zufolge nicht alleine in einem Sichanmessen von Sätzen an einmal gegebene Sachverhalte, sondern gerade auch im Moment des sprachlichen Ausdrucks, d.h. darin, das zu sagen, was einem „an der Welt aufgeht“. So widersprüchlich und zerrissen wie die Welt beschaffen ist, kann der Erkenntnisprozess nur ein schmerzhafter sein, der sich im Bewusstsein der Möglichkeit eines richtigen Lebens Rechenschaft über die Absurdität des Weltlaufs gibt.³⁹

2 Jürgen Habermas: Der linguistic turn der kritischen Theorie

Während Honneth die *Dialektik der Aufklärung* als exemplarisches Modell einer erschließenden Gesellschaftskritik wertet, deren Sinn darin besteht, „eine veränderte Wahrnehmung von Beständen unserer scheinbar vertrauten Lebenswelt zu provozieren, durch die wir auf deren pathologischen Charakter aufmerksam werden“,⁴⁰ klassifiziert Jürgen Habermas dieses Dokument

37 Adornos hermeneutisches Konzept ist von einer intentionalistischen (subjektiven) Hermeneutik abzugrenzen, die auf die Rekonstruktion des subjektiv gemeinten Sinns zielt: „Aber wie kaum sich ausmachen läßt, was einer sich da und dort gedacht hat, was er gefühlt hat, so wäre durch derlei Einsichten nichts Wesentliches zu gewinnen. Die Regungen der Autoren erlöschen in dem objektiven Gehalt, den sie ergreifen“. Adorno, *Der Essay als Form*, GS 11, S. 11. Es gibt auffällige Gemeinsamkeiten zwischen der nur in Ansätzen begründeten dialektischen Methode Adornos und der Methodologie einer objektiven Hermeneutik, wie sie von Ulrich Oevermann in den letzten Jahrzehnten entwickelt wurde. Vgl. Oevermann 1983, *Zur Sache*, S. 234 ff.; ders. 1991, *Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung und Entstehung des Neuen*, S. 267 ff.

38 Adorno, *Negative Dialektik*, GS 6, S. 39

39 Vgl. Adorno 1973, *Philosophische Terminologie*, Bd. I, S. 86 ff. und S. 160 ff.

40 Honneth 2000, *Über die Möglichkeit einer erschließenden Kritik*, S. 84; vgl. hingegen Honneth 1985, S. 54 ff., S. 65 ff. und S. 74 f. Wie soll, so problematisiert Honneth, unter den Prämissen der ‚Dialektik der Aufklärung‘ ‚die kritische Theorie überhaupt noch zu ge-

der kritischen Theorie als „schwärzestes Buch“ der beiden Autoren.⁴¹ Seine grundlegende Auseinandersetzung mit der radikalen Aufklärungs- und Vernunftkritik der *Dialektik der Aufklärung* führt zu erheblichen Konsequenzen. Ausgehend von der These, dass sich diese totalisierende Kritik in einem performativen Selbstwiderspruch verfangen hat,⁴² unternimmt Habermas den Versuch, das Herzstück der kritischen Theorie, die Kritik, neu zu fundieren. Insofern steht er zwar im Traditionszusammenhang der kritischen Theorie, aber er geht über ihre „bewusstseinsphilosophische Grundbegrifflichkeit“⁴³ hinaus, indem er nach Antworten auf eine aus seiner Sicht bislang von Horkheimer und Adorno offen gelassene Frage sucht: wie kritisches Denken selbst zu rechtfertigen sei. Die Grundlagen der Kritik entdeckt Habermas nicht durch die Analyse der Defizite der älteren kritischen Theorie, sondern auf dem Weg einer systematischen Prüfung und produktiven Aneignung der analytischen Sprachphilosophie und der pragmatischen Handlungstheorie.⁴⁴ Diese Rezeption trägt dazu bei, dass er Sprache als „Metainstitution“ von Sozialität entdeckt: Er geht seit der „Wendung von der Erkenntnis- zur Kommunikationstheorie“⁴⁵ davon aus, dass Kritik in der Struktur der Sprache angelegt ist, denn sie eröffnet die prinzipielle Möglichkeit zum Einspruch. Der eigentliche Ort der Kritik ist bei Habermas die Praxis zwanglosen Argumentierens. Dem liegt die Prämisse zugrunde, die Habermas im Rahmen seines sprachphilosophischen Klärungsprozesses Stück für Stück begründet hat: „Verständigung wohnt als Telos der menschlichen Sprache inne“.⁴⁶

Auf der Basis dieser Begründung, dass die Bedingung der Möglichkeit für die Vernünftigkeit des sozialen Lebens in der sprachlich vermittelten Verständigung gründet, nimmt Habermas eine zweite entscheidende Weichenstellung in seiner Theorie vor: Wenn Menschen sich sprachlich miteinander verständigen, kommen Ansprüche zum Tragen – er nennt sie Geltungsgrün-

rechtfertigten Aussagen über die Wirklichkeit gelangen können, wenn sie doch die Wirklichkeit nur mit Hilfe begrifflicher Erkenntnisse erst zu erschließen vermag?“ (ebd., S. 76)

41 Vgl. Habermas 1985, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, S. 130

42 Vgl. ebd., S. 144 f. Einwände gegen die Kritik von Habermas an der *Dialektik der Aufklärung* hat Bonacker vorgetragen. Vgl. Bonacker 2000, *Die normative Kraft der Kontingenz*, S. 130 ff.

43 Habermas 1982, *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, S. 7

44 Vgl. Bonacker 2000, *Ungewissheit und Unbedingtheit*, S. 115 ff. Dort differenziert er zwischen dem social turn der Erkenntnistheorie von Habermas, wie er in *Erkenntnis und Interesse* zum Ausdruck kommt und dem linguistic turn sowie dem pragmatic turn.

45 Ebd., S. 10

46 Habermas 1981, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1, S. 387

de –, die der Überprüfung zugänglich sind, folglich prinzipiell kritisiert werden können. Solange im Prozess des Miteinanderredens Gründe und Gegen Gründe aufeinander stoßen und überprüft werden, darf erwartet werden, dass sich am Ende der zwanglose Zwang des besseren Arguments durchsetzt. Denn „Gründe sind aus einem besonderen Stoff; sie zwingen uns, mit Ja oder Nein Stellung zu nehmen. Damit ist in die Bedingungen verständigungsorientierten Handelns ein Moment Unbedingtheit eingebaut. Und dieses Moment ist es, welches die Gültigkeit, die wir für unsere Auffassungen beanspruchen, von der bloß sozialen Geltung einer eingewöhnten Praxis unterscheidet.“⁴⁷ Habermas überwindet die bislang in der europäischen Bewusstseinsphilosophie vorherrschende Perspektive der Zwecktätigkeit eines einsamen Subjekts. An dessen Stelle tritt die Wechselbeziehung miteinander sprechender und handelnder Personen.

Auf diesem Weg gelingt ihm eine dritte Weichenstellung: In den Interaktionen nehmen die Handelnden, über die Verfolgung spezifischer Ziele hinaus, ein Einverständnis in Anspruch, das wiederum auf die anerkannten Normen und Werte der Gesellschaft Bezug nimmt. Dieses Einverständnis besteht in seinen elementaren Formen darin, sich wahr zu äußern, richtig zu verhalten und wahrhaftig darzustellen. Mit dieser Prämisse schlägt Habermas die Brücke zur Zeitdiagnose. Im Vordergrund steht die Situation der Verständigungsverhältnisse. Die gesellschaftliche Entwicklungsdynamik der Moderne führt zu grundsätzlichen Störungen, wenn die Alltagspraxis der Verständigung durch Kalküle rein instrumenteller oder strategischer Zweckorientierung ersetzt wird.

In seinem Hauptwerk, der *Theorie des kommunikativen Handelns* von 1981, entwirft Habermas ein Programm, das der gesteigerten Komplexität moderner Gesellschaften gerecht zu werden versucht. Gesellschaften sind aus der Beobachterperspektive, dies ist die vierte Weichenstellung, gegensätzliche Einheiten, die aus den Grundelementen „System“ und „Lebenswelt“ bestehen. Diese beiden fundamentalen Kategorien erfassen einerseits die institutionell organisierten Funktionsbereiche von Wirtschaft und Staat, die mit Hilfe von Geld und Macht Einfluss zu nehmen, zu steuern versuchen. Andererseits dient der Lebensweltbegriff dazu, die Selbständigkeit der gemeinschaftlichen Sphäre intuitiver Gewissheiten zu akzentuieren. Es ist wiederum „der Logos der Sprache“, der die „Intersubjektivität der Lebenswelt

47 Habermas 1983, Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln, S. 27

(stiftet), in der wir uns vorverständnisgerichtet vorfinden, damit wir einander von Angesicht zu Angesicht als Subjekte begegnen können, und zwar als Subjekte, die ihre Zurechnungsfähigkeit, also die Fähigkeit unterstellen, ihr Handeln an transzendierenden Geltungsansprüchen zu orientieren“.⁴⁸ Die Lebenswelt ist der Bereich, in dem sich vermittelt durch verständigungsorientierte Interaktionen drei Prozesse vollziehen: zum einen die Vermittlung des kulturellen Wissens, zum zweiten die Integration in die Gesellschaft durch die wechselseitige Anerkennung der Individuen und schließlich die Bildung selbstverantwortlicher Personen mit Ich-Identitäten.

Mit Blick auf die Eigengesetzlichkeit dieser beiden Sphären der Lebenswelt und des Systems ist Gesellschaftskritik Aufklärung über Tendenzen einer Kolonialisierung der Lebenswelt durch die abstrakten Funktionsmechanismen des Systems. Die Gesellschaftsanalyse muss als theoretisch und empirisch gehaltvolle Diagnose durchgeführt werden. Sie operiert als „Frühwarnsystem“. Die Gesellschaftskritik erhebt ihre Stimme, wenn mit dem Instrumentarium von Geld und Macht in die Alltagspraxis der sprachlich vermittelten Verständigungsprozesse eingegriffen wird, denn durch die systemischen Übergriffe mittels Geld und Macht besteht die Gefahr, dass die sinnhaften Voraussetzungen des sozio-kulturellen Lebenszusammenhangs zerstört werden. Dies geschieht, wenn die kulturelle Praxis durch Geldbezüge und die Lebensverhältnisse durch administrative Zwänge reguliert werden. Pointiert warnt Habermas, dass sich Sinn weder kaufen noch erzwingen lasse. Zielperspektive der Sozialkritik im Verständnis von Habermas „ist nicht mehr schlechthin“, wie noch bei Horkheimer und Adorno, „die Aufhebung eines kapitalistisch verselbständigten Wirtschafts- und eines bürokratisch verselbständigten Herrschaftssystems, sondern die demokratische Eindämmung der kolonialisierenden *Übergriffe* der Systemimperative auf lebensweltliche Bereiche“.⁴⁹

Dieser Rückblick auf die Architektonik des Theoriegebäudes von Habermas zeigt, dass er Kritik als Aufklärung durch den zentralen Begriff einer argumentativen Praxis konkretisiert. Diese Form der Kritik kann auf keinerlei Gewissheiten zurückgreifen und sie ist schon gar nicht durch eine als verbindlich unterstellte Konzeption guten Lebens motiviert. Die Gesellschaftstheorie, die sich evaluative Aussagen zutraut, d.h. Aussagen über das, was

48 Habermas 1991, Texte und Kontexte, S. 155

49 Habermas 1990, Strukturwandel der Öffentlichkeit (Vorwort zur Neuauflage), S. 36; vgl. auch ders. 1985, Der philosophische Diskurs der Moderne, S. 420 ff.

unter dem Aspekt eines vernünftig zu gestaltenden Gemeinwesens als wahr und falsch nachgewiesen werden kann, ist aus eigener Kraft nicht in der Lage, das Gesollte als Richtschnur der sozialen Praxis zu implementieren. Der ursprünglich von Marx entwickelte Gedanke eines Praktischwerdens der Gesellschaftstheorie, mag sie von noch so viel selbstkritischem Bewusstsein getragen sein, ist Habermas zufolge eine Illusion,⁵⁰ vor deren verführerischer Wirkung in einer Welt instrumentellen Denkens im übrigen schon Adorno gewarnt hat.⁵¹ Gesellschaftstheorie kann als Kritik nur dann praktisch wirksam werden, wenn der Wissenschaftler die von fragwürdigen Entwicklungstendenzen der Gesellschaft jeweils Betroffenen durch gute Gründe von ihrer Fragwürdigkeit überzeugt. Sozialkritik kann nur dann praktische Folgen haben, wenn die mit ihr verknüpften Geltungsansprüche kritischer Gegenprüfung in der autonomen sozialen Lebenspraxis standhalten. Der Gesellschaftstheorie eröffnen sich zwei Bereiche der Kritik: sie überzeugt als Kritik *an* Verständigungsverhältnissen, wenn es ihr durch Analyse gelingt, systematische Verzerrungen der Kommunikation nachzuweisen; als Kritik *in* Kommunikationsverhältnissen wird Gesellschaftstheorie dann furchtbar, wenn der Theoretiker in der Rolle des öffentlichen Intellektuellen⁵² als Experte im praktischen Diskurs⁵³ durch seine Argumente besticht. In beiden Fällen ist Gesellschaftskritik auf moralisches Wissen angewiesen, das „aus

50 Vgl. Habermas 1999, Noch einmal: Zum Verhältnis von Theorie und Praxis, S. 233 ff.

51 Adorno, Marginalien zu Theorie und Praxis, GS 10.2, S. 759 ff. Dort heißt es: „Das Ziel richtiger Praxis wäre ihre eigene Abschaffung“ (S. 769). Vor diesem Hintergrund ist es zutreffend, wenn Seel die kontemplativen Momente von Adornos Philosophie akzentuiert. „Das Gravitationszentrum der gesamten Philosophie Adornos bilden Zustände nichtinstrumentellen Verhaltens, die als solche eines zwanglosen subjektiven und intersubjektiven Selbstseins beschrieben werden“. Seel 2004, Adornos Philosophie der Kontemplation, S. 35

52 In der Rolle des öffentlichen Intellektuellen wendet sich der Wissenschaftler an eine politisch funktionsfähige Öffentlichkeit und verlässt die Berufsrolle. Gerade die intellektuelle Praxis von Habermas demonstriert, dass der Intellektuelle keineswegs auf den politischen Machtkampf strategisch Einfluss nehmen will, sondern sich kommunikativ, d. h. verständigungsorientiert an die autonome und plurale Öffentlichkeit wendet. Anerkennung gewinnt der Intellektuelle als moralische Instanz durch die Qualität seiner kontroversen Argumente, die sich im Pro und Kontra als Impulse für öffentliche Auseinandersetzungen bewähren müssen. Vgl. Müller-Doohm 2004, Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas – Zwei Spielarten des öffentlichen Intellektuellen, S. 15

53 Diskurse definiert Habermas als reflexiv gewordenes kommunikatives Handeln, d. h. als eine Argumentationspraxis, in der problematische Geltungsansprüche als Hypothesen behandelt werden. „Zu den notwendigen Argumentationsvoraussetzungen gehören eine vollständige Inklusion der Betroffenen, Gleichverteilung von Argumentationsrechten und -pflichten, die Zwanglosigkeit der Kommunikationssituation und die verständigungsorientierte Einstellung der Teilnehmer. Habermas 1999, Wahrheit und Rechtfertigung, S. 310 f.

einem Vorrat von überzeugenden Gründen für die konsensuelle Beilegung von Handlungskonflikten (besteht), die in der Lebenswelt auftreten“.⁵⁴ Somit hält auch die Gesellschaftstheorie von Habermas, die sich als Neuansatz gegenüber der älteren Tradition von Horkheimer und Adorno versteht, im fallibilistischen Bewusstsein am kritischen Anspruch fest.

Wenn man unter der Fragestellung, wie kritisches Denken selber zu rechtfertigen sei, ein Resümee versucht, dann lassen sich drei Punkte akzentuieren. Erstens kann konstatiert werden, dass die Bestimmung von Kritik als Aufdeckung der Ursachen ihrer Verhinderung, d.h. von Strukturen systematisch verzerrter Kommunikation, eine Konstante im Werk von Habermas ist. Er versteht dieses Programm als Beitrag zur Fortführung der kritischen Gesellschaftstheorie. Eine Kontinuität gibt es auch für die Instanz von Kritik: es sind grundsätzlich die jeweils Betroffenen, die sich im Rahmen ihrer Argumentationspraxis überzeugen und darauf verständigen müssen, wozu sie ja oder nein sagen wollen. Die Kritik wird damit ihrer Exklusivität entkleidet und spielt die Rolle eines guten Arguments neben anderen guten Argumenten, das sich als besseres durch nichts als Rechtfertigungen durchsetzen lässt. Als weiterer Aspekt kommt hinzu, dass es Habermas gelungen ist, im Rahmen der sprachphilosophischen Begründungen (Formalpragmatik) eine Theorie genereller Kritisierbarkeit zu entwickeln. Die kritische Funktion dieser Theorie, die die Möglichkeit von Kritik in prinzipieller Weise rekonstruiert, besteht in der Differenzierung zwischen dem, was bloß faktisch gilt und dem, was Anspruch auf Geltung erheben kann.

3 Von der Theorie der Kritisierbarkeit zur Rehabilitierung der Sozialkritik

Die sprachpragmatische Begründung von Gesellschaftskritik durch Jürgen Habermas ist einer jüngeren, einer dritten Generation von Sozialtheoretikern zu abstrakt, die an die *Theorie des kommunikativen Handelns* von Habermas zwar zunächst anknüpft, sein Verständigungsparadigma dann aber zu überwinden versucht. An erster Stelle ist hier der Sozialphilosoph Axel Honneth zu nennen. Er, der die Nachfolge von Habermas auf seinem Frankfurter Lehrstuhl angetreten hat und derzeit Leiter des legendären *Instituts für Sozialforschung* ist, steht für das, was neuerdings die anerkennungstheoretische Wende der kritischen Theorie genannt wird. Im Vordergrund steht hier die

54 Habermas, ebd., S. 306

Frage, auf welchem Weg Individuen und Gruppen ihre soziale Bedeutung innerhalb ihres Lebenszusammenhangs erwerben können. Über welche vorsprachlichen Erfahrungsprozesse wird man sich der Tatsache bewusst, wer und was man in der Gesellschaft sein will? Kann man seine eigenen Ansprüche realisieren? Werden sie respektiert oder missachtet? Honneth zufolge muss sich die Gesellschaftstheorie auf diejenigen Erfahrungszusammenhänge beziehen, in denen die Verletzungen von Ansprüchen zum Ausdruck kommen, die in der Gesellschaft und durch sie missachtet werden. Aus dieser Perspektive der Missachtung hat er anthropologisch tiefsitzende Gerechtigkeitsvorstellungen vor Augen, die, wie er sagt, „mit der Respektierung der eigenen Würde, Ehre oder Integrität zusammenhängen“.⁵⁵

Honneths kritische Auseinandersetzung mit den Varianten kritischer Theorien von Horkheimer, Adorno und Habermas steht im Zeichen einer Rettung ihres Kernelements:⁵⁶ dem der Kritik als einem normativen und kontext-transzendierenden Verfahren. In seiner Rekonstruktion der Gemeinsamkeiten⁵⁷ zwischen den verschiedenen Konzeptionen kritischer Theorie akzentuiert Honneth sechs Merkmale. Zum einen sei es „die Idee einer mangelnden Rationalität von Gesellschaft“ und der „Begriff einer sozial wirksamen Vernunft“, die zentrale Elemente jener kritischen Theorien darstellen.⁵⁸ Zum anderen gingen Horkheimer, Adorno und Habermas „davon aus, daß die Ursache für den negativen Zustand der Gesellschaft in einem Defizit an sozialer Vernunft gesehen werden muss“.⁵⁹ Zugleich sei für sie die Prämisse bestimmend, dass „die Vergesellschaftung des Menschen nur unter Bedingungen kooperativer Freiheit gelingen kann“.⁶⁰ Schließlich teilten die kritischen Theorieansätze die Überzeugung, dass die strukturellen Gewaltverhältnisse in der Gesellschaft nicht als solche zu Bewusstsein kommen könnten, weil ihre Eigendynamik gleichsam als Sachgesetzlichkeit verschleiern

55 Honneth 2000, Die soziale Dynamik von Mißachtung, S. 103

56 Zu anderen Schlussfolgerungen gelangt Honneth in einer älteren Auseinandersetzung mit der kritischen Theorie von Horkheimer und Adorno, die Affinitäten zu den Einwänden hat, die Habermas geltend gemacht hat. Vgl. Honneth 1985: Kritik der Macht, S. 12 ff. sowie S. 307 ff.

57 Zu einem entgegengesetzten Ergebnis käme man, wenn nicht die Aspekte akzentuiert werden, die Horkheimer, Adorno und Habermas auf einer sehr allgemeinen Ebene gemeinsam haben, sondern die Differenzen zwischen ihnen in den Vordergrund gestellt werden. Deutlich wird dann, dass die Kritik in höchst unterschiedlicher Weise begründet und durchgeführt wird. Vgl. Müller-Doohm 2000, Kritik in kritischen Theorien, S. 71 ff.

58 Honneth 2004, Eine soziale Pathologie der Vernunft, S. 10 f.

59 Ebd., S. 12

60 Ebd., S. 15

wirkt. „Insofern muß in der Kritischen Theorie, weil zwischen sozialem Mißstand und dem Ausbleiben negativer Reaktionen (der Betroffenen, d.V.) ein Verhältnis von Ursache und Wirkung unterstellt wird, die normative Kritik durch ein Element der historischen Erklärung ergänzt werden“.⁶¹ Es besteht Honneth zufolge in der von allen kritischen Theoretikern geteilten Überzeugung, dass mit der kapitalistischen Ökonomie eine Struktur geschaffen ist, die der Verwirklichung einer vernünftigen Allgemeinheit entgegensteht. Diese Pathologie sei wiederum die Ursache für die Erfahrungen sozialen Leids, aus denen sich der Wunsch nach selbstbestimmten Lebensformen speist.

Als größtes Defizit kritischer Theorien konstatiert Honneth ihre Unfähigkeit, empirisch gehaltvolle Erklärungen dafür zu liefern, wie die konflikthafte Erfahrung sozialer Missstände, die Erfahrung von subjektivem Leid sich in praktisches Handeln umsetzt, das als Bedingung für die Aufhebung der entwürdigenden Verhältnisse gelten muss. „Die Frage nach der motivationalen Verfaßtheit der Subjekte, die hier im Zentrum stehen müßte, wird vielmehr weitgehend ausgeblendet, weil die Reflexion auf die Bedingungen der Umsetzung in Praxis nicht mehr der Kritik selber zugemutet wird“.⁶² Diese Leerstelle will Honneth durch eine praxisphilosophische oder soziologische Neuorientierung der Gesellschaftstheorie ausfüllen. Von der Prämisse ausgehend, dass der Erwerb sozialer Anerkennung die normative Voraussetzung kommunikativen Handelns ist, müsse es Aufgabe einer aktualisierten kritischen Gesellschaftstheorie sein, sich den historisch gewachsenen, gesellschaftlich bedingten Verletzungen der Identitätsansprüche von Subjekten und sozialen Gruppen zuzuwenden, die aus dem Mangel an wechselseitiger Anerkennung im konkreten Zusammenleben resultieren. Nicht die Verständigungsverhältnisse sind der Fokus kritischer Analyse, wie noch bei Habermas, sondern die Anerkennungsverhältnisse bzw. die gesellschaftlichen Ursachen für deren systematische Verletzung. Honneth geht davon aus, dass „ein enger Zusammenhang (besteht) zwischen den Verletzungen, die den normativen Unterstellungen der sozialen Interaktion zugefügt werden, und den moralischen Erfahrungen, die Subjekte in ihren alltäglichen Kommunikationen machen: werden jene Bedingungen beschädigt, indem einer Person die verdiente Anerkennung verweigert wird, so reagiert der Betroffene

61 Ebd., S. 19

62 Ebd., S. 25; vgl. auch Roth 1994, Neue Entwicklungen der kritischen Theorie, S. 422 ff.

darauf im allgemeinen mit moralischen Gefühlen, die die Erfahrung von Missachtung begleiten, also Scham, Wut oder Empörung“. ⁶³

Die von Honneth entwickelte Variante kritischer Theorie geht den Weg zurück zur Kritik der leibhaftigen Gesellschaft, deren Pathologien als Verzerrungen und Defizite im Bereich sozialer Anerkennung analysiert werden. Diese Idee einer normativ gehaltvollen Zeitdiagnose durch empirisch gegebene Formen der Missachtung von Anerkennungsbeziehung zu stützen, unterscheidet Honneth zwischen drei Mustern wechselseitiger Anerkennung: zum einen jene emotionale Zuwendung im intimen Raum der Liebes- und Freundschaftsbeziehungen; zum anderen die rechtliche Anerkennung als Person, die ihre eigenen legitimen Interessen vertritt; schließlich die soziale Wertschätzung von persönlichen Leistungen, durch die die Gesellschaftsmitglieder ihr spezifisches Können unter Beweis stellen. Dieses Konzept von Gesellschaftskritik beansprucht, die moralischen Erfahrungen zu thematisieren, die die Subjekte bei der Missachtung ihrer Ansprüche auf Emotionalität, Rechtssicherheit und Wertachtung machen. ⁶⁴

Kein Zweifel, Honneth hält grundsätzlich an Kritik als einer starken Form von Gesellschaftsanalyse fest; sie hat die Aufgabe, auch jene sozialen Pathologien der Modernisierung zu diagnostizieren, die noch nicht als aktuelle Konflikte und Krisenerscheinungen manifest und damit handhabbar geworden sind, sondern als latente Anomien zu sichtbaren Störungen und Gefährdungen, verzerrten Sichtweisen und falschen Selbsteinschätzungen führen können. Um diese verborgene Dimension sozialer und kultureller Defizite sichtbar zu machen, bedarf es einer radikalen Neubeschreibung der gewohnten Lebenszusammenhänge, die den Betroffenen die Augen für das zu öffnen in der Lage ist, worunter sie bewusst oder unbewusst leiden. Diese Form der

63 Honneth 2000, Die soziale Dynamik von Missachtung, S. 100; vgl. auch ders., Zwischen Aristoteles und Kant, S. 180 ff. sowie 1974, Kampf um Anerkennung. Hier versucht der Autor erstmals, sein anerkennungstheoretisches Konzept auf dem Boden der Hegelschen Anerkennungslehre gemäß den Jenaer Schriften zu entwickeln.

64 Klaus Roth (1994, Neue Entwicklungen der kritischen Theorie) fragt zu Recht: „Ob sich die Anerkennungslehre unabhängig von ihrem bewusstseinsphilosophischen Fundament entwickeln lässt, bleibt bislang eine offene Frage. Das menschliche Anerkennungsstreben befriedigt sich auch heute nicht nur in den widerspruchsfreien und unproblematischen Formen des geselligen Verkehrs, der ungezwungenen Konversation, der Liebe, Freundschaft, Solidarität etc. Es äußert sich nicht nur in unterschiedlichen Arten der Kooperation, der diskursiven Willensbildung und der herrschaftsfreien Kommunikation, sondern verwirklicht sich auch weiterhin und vorwiegend in unerfreulichen Aktivitäten und wenig harmonischen Umgangsformen“. (S. 442)

welterschließenden Kritik, für die Honneth bekanntlich die *Dialektik der Aufklärung* als prototypisches Beispiel anführt, überzeuge nicht so sehr durch ihre normative und rationale Begründung, sondern durch ihre Ausdrucksweise. Ihr Zweck sei es, zu einer Veränderung der sozialen Lebenspraxis beizutragen. Dieses ganz spezifische Kritikmodell, das Honneth durchaus verteidigt, hat er dadurch zu ergänzen und zu erweitern versucht, dass er die von Horkheimer, Adorno und Habermas praktizierte Methode der Rekonstruktion als immanentes Kritikverfahren mit der genealogischen Denkweise verknüpft. Rekonstruktion deutet er als eine immanente Methode, die die in der Gesellschaft eingelassenen, aber unterdrückten emanzipativen Ideale freizulegen erlaubt. Sie können dann als Bezugspunkte der „kontexttranszendierenden“ Kritik zur Anwendung kommen, weil sich in ihnen der historisch erreichte Stand gesellschaftlicher Vernunft bzw. möglicher Freiheitsgrade ausdrückt. Mit Genealogie verbindet er den auf Nietzsche zurückgehenden Versuch, „eine gesellschaftliche Ordnung in der Weise zu kritisieren, daß von ihren bestimmenden Idealen und Normen historisch nachgewiesen wird, bis zu welchem Grade sie bereits zur Legitimierung einer disziplinierenden oder repressiven Praxis herangezogen werden“.⁶⁵ Somit stellt Honneth neben das Konzept einer *welterschließenden*, sozialphilosophischen Kritik, die eingespielte Werthorizonte zu überschreiten und aufzuheben versucht, das immanent *rekonstruktive* und das *genealogische* Prinzip. Während dieses die Gesellschaft an ihre eigenen Ideale und deren Verfehlungen erinnert, weist jene den Umschlag der Ideale in herrschaftsstabilisierende Praktiken nach. „Insofern kreist eine Gesellschaftskritik, die aus der Dialektik der Aufklärung gelernt hat, die ihr zur Verfügung stehenden Normen von zwei Seiten aus gleichzeitig ein: einerseits müssen sie dem Kriterium genügen, als sozial verkörperte Ideale zugleich Ausdruck der gesellschaftlichen Rationalisierung zu sein, andererseits müssen sie aber auch daraufhin geprüft sein, ob sie in der sozialen Praxis überhaupt noch ihren ursprünglichen Bedeutungsgehalt besitzen. Keine Gesellschaftskritik ist daher heute mehr möglich, die nicht auch genealogische Forschungen im Sinne eines Detektors benutzt, um die sozialen Bedeutungsverschiebungen ihrer leitenden Ideale aufzuspüren“.⁶⁶

65 Honneth 2000, Rekonstruktive Gesellschaftskritik unter genealogischem Vorbehalt, S. 733 und S. 735

66 Ebd., S. 737

Auch wenn diese begriffliche Differenzierung es erlaubt, die distinkten Modi der Kritik in kritischen Theorien präziser zu fassen, um so ihre jeweilige Grenze und Reichweite, ihre rationale Begründbarkeit zu prüfen, so bleibt doch zunächst noch offen, in welchem Verhältnis welterschließende, rekonstruktive und genealogische Kritik stehen.

4 Ausblick: Ein Erbe nutzbar machen

Trotz der Versuche einer Überwindung der älteren kritischen Theorie von Horkheimer und Adorno durch Habermas und Honneth gibt es auffällige Kontinuitäten. So besteht das Kritische in den verschiedenen Gesellschaftstheorien in der Sensibilität für die sozialen Missstände und für das Ungerechte. So wie Horkheimer auf Kritik als moralischer Einsicht besteht, die sich im Mitleid manifestiert, so wie Adorno mit seiner Kritik dem realen Leiden in der Geschichte zum Ausdruck verhelfen will, bezieht Habermas sein Denken auf die negative Idee der Abschaffung von Diskriminierung und Leid. Kaum anders versteht Honneth kritische Theorie als moralisch motiviertes Denken, das im wesentlichen darauf zugeschnitten sein muss, alle erdenklichen Formen der Missachtung und Demütigung auszuschließen.

Obwohl diese auffälligen Übereinstimmungen bezüglich des moral point of view ins Augen fallen, kann von kritischer Theorie nur noch im Plural die Rede sein, denn sie hat sich im Lauf von mehr als einem halben Jahrhundert in unterschiedlichen Typen der Kritik ausdifferenziert. Während die ältere Gesellschaftskritik auf einen geschichtlichen Zustand zielt, in dem man, wie Adorno formuliert, „ohne Angst verschieden sein kann“,⁶⁷ stehen bei Habermas und Honneth die Kritik der Verständigungs- bzw. Anerkennungsverhältnisse im Zentrum gesellschaftstheoretischer Reflexion. Welche Perspektive für die Weiterentwicklung kritischer Theorie resultiert aus dieser Heterogenität? „Soweit die gesellschaftlichen und politischen Strukturen noch immer die alten sind, empfiehlt es sich, die Einsichten der *Alten* festzuhalten und ihre Analysen fortzuführen. Soweit sie sich geändert haben, werden neue theoretische Bemühungen erforderlich, die an die Vorgabe der Klassiker anknüpfen können. Anstatt die früheren Varianten vorschnell als ‚überholt‘ zu etikettieren und unbeschrieben zu verabschieden, sollten *alle* Ansätze ‚aufgehoben‘ und weitergeführt werden. Anstatt die einzelnen Autoren gegeneinander auszuspielen, sollte sich die kritische Theorie auf die *ganze*

67 Adorno, *Minima Moralia*, GS 4, S. 116

Tradition beziehen“.⁶⁸ Gegenüber der älteren kritischen Theorie sind die jüngeren Varianten erheblich vorsichtiger, was die politisch-praktischen Dimensionen von Kritik betrifft. Gerade Habermas besticht hier durch Bescheidenheit. Er weigert sich, den Wissenschaften eine privilegierte Rolle zuzuerkennen. Aus eigener Kraft kann die Gesellschaftskritik die Welt nicht verändern, auch wenn es sich um eine begrifflich bis ins letzte ausdifferenzierte Gesellschaftskritik handelt. In der Tat, es gibt keinen Weltgeist, zu dem die Vertreter kritischer Theorie privilegierten Zugang hätten und auf den sie sich berufen könnten. Die Schlüsselattitüde eines Sonderwissens, einer Sonderstellung des kritischen Kritikers, muss ebenso aufgegeben werden wie es keinen Anlass dafür gibt, dass das notwendige Weiterdenken der kritischen Theorie dazu führt, entweder denunziatorisch oder prinzipiell harmlos zu sein.

68 Roth 1974, Neue Entwicklungen der kritischen Theorie, S. 444 f.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1974) Philosophische Terminologie, Bd. 1 und 2, herausgegeben von Rudolf zur Lippe, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Adorno, Theodor W. (1997): Gesammelte Schriften (GS), herausgegeben von Rolf Tiedemann unter Mitwirkung von Gretel Adorno, Susan Buck-Morss und Klaus Schultz, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Ders.: GS, Bd. 1 (Philosophische Frühschriften)

Ders.: GS, Bd. 3 (Dialektik der Aufklärung)

Ders.: GS, Bd. 4 (Minima Moralia)

Ders.: GS, Bd. 5 (Metakritik der Erkenntnistheorie)

Ders.: GS, Bd. 6 (Negative Dialektik)

Ders.: GS, Bd. 10.1 und 2 (Kulturkritik und Gesellschaft)

Ders.: GS, Bd. 8 (Soziologische Schriften)

Ders.: GS, Bd. 11 (Noten zur Literatur)

Bonacker, Thorsten (2000): Ungewissheit und Unbedingtheit. Zu den Möglichkeitsbedingungen des Normativen, in: Stefan Müller-Doohm (Hrsg.): Das Interesse der Vernunft. Rückblicke auf das Werk von Jürgen Habermas seit ‚Erkenntnis und Interesse‘, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 107-143

Ders.: (2000): Die normative Kraft der Kontingenz. Nichtessentialistische Gesellschaftskritik nach Weber und Adorno, Frankfurt a.M.: Campus

Ders.: (2004): Erschließende Kritik. Über zwei Arten des Umgangs mit der Kontingenz des Verstehens bei Adorno (Ms, im Druck)

Bonß, Wolfgang (2003): Warum ist die kritische Theorie kritisch? Anmerkungen zu alten und neuen Entwürfen, in: Alex Demirovic (Hrsg.): Modelle kritischer Gesellschaftstheorie, S. 366-392, Stuttgart und Weimar: Metzler

Dubiel, Helmut (1995): Die verstummten Erben. Kritische Theorie in der Krise, in: Die Neue Rundschau, S. 64-75, Frankfurt a.M.: Fischer

Garcia Düttmann, Alexander (2004): Philosophie der Übertreibung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Habermas, Jürgen (1981): Kleine politische Schriften (I-IV), Frankfurt a.M.: Suhrkamp

- Ders.: (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1 und 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1982): Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1983): Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1991): Texte und Kontexte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1999): Noch einmal: Zum Verhältnis von Theorie und Praxis, in: Ders.: Wahrheit und Rechtfertigung, S. 319-334, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Honneth, Axel (1985): Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1994): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (2000): Rekonstruktive Gesellschaftskritik unter genealogischem Vorbehalt. Zur Idee der ‚Kritik‘ in der Frankfurter Schule, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, S. 729-737, Berlin: Akademie Verlag
- Ders.: (2000): Über die Möglichkeit einer erschließenden Kritik. Die ‚Dialektik der Aufklärung‘ im Horizont gegenwärtiger Debatten über Sozialkritik, in: ders.: Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie, S. 70-88, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (2000): Die soziale Dynamik von Missachtung, ebd., S. 88-110
- Ders.: (2000): Zwischen Aristoteles und Kant. Skizze einer Moral der Anerkennung, ebd., S. 171-193
- Ders.: (2004): Eine soziale Pathologie der Vernunft. Zur intellektuellen Erbschaft der kritischen Theorie, in: Christoph Halbig/Michael Quante (Hrsg.): Axel Honneth: Sozialphilosophie zwischen Kritik und Anerkennung, Münster: Lit-Verlag
- Horkheimer, Max (1988): Gesammelte Schriften (GS), Bd. 4, herausgegeben von Alfred Schmidt, Frankfurt a.M.: Fischer

- McCarthy, Thomas (1993): Ideale und Illusionen. Dekonstruktion und Rekonstruktion in der kritischen Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Müller-Doohm, Stefan (2000): Kritik in kritischen Theorien. Oder wie kritisches Denken selber zu rechtfertigen sei, in: Ders. (Hrsg.): Das Interesse der Vernunft. Rückblicke auf das Werk von Jürgen Habermas seit ‚Erkenntnis und Interesse‘, S. 71-107, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (2003): Adorno. Eine Biographie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (2004): Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas – Zwei Spielarten des öffentlichen Intellektuellen (Ms, im Druck)
- Ders.: (2004): Sagen, was einem aufgeht. Sprache bei Adorno – Adornos Sprache (MS, im Druck)
- Ders.: (2004): Vom Niemandsland aus denken. Leben und Werk von Theodor W. Adorno, in: Swiss Journal of Sociology 30(1): Seismo
- Oevermann, Ulrich (1983): Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse, in: Ludwig v. Friedeberg/Jürgen Habermas (Hrsg.): Adorno Konferenz 1983, S. 234-289, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Ders.: (1991): Genetischer Strukturalismus und das Problem der Erklärung und Entstehung des Neuen, in: Stefan Müller-Doohm (Hrsg.): Jenseits der Utopie. Theoriekritik der Gegenwart, S. 267-336, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Roth, Klaus (1994): Neue Entwicklungen der kritischen Theorie, in: Leviathan, Nr. 3: Westdeutscher Verlag, S. 422-445
- Seel, Martin (2004): Adornos Philosophie der Kontemplation, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Günther Ortman

Noch nicht. Nicht mehr.

1 Die Tücke des Objekts

Alexanders Flasche. Alex fand ein eigenartiges, langandauerndes Vergnügen an einer Flasche, deren Gebrauchsanweisung zwei Hinweise enthielt:

Vor Gebrauch schütteln,

und, weiter unten:

Nach dem Schütteln nicht mehr zu gebrauchen.

„Ach“, pflegten die Freunde zu sagen, „Alex und das Kind im Manne ...“. Und sie lächelten gütig.

Mich aber beunruhigt Alexanders Flasche. In mir löst jene Kluft zwischen dem „noch nicht“ und dem „nicht mehr zu gebrauchen“ eine Irritation aus, ein Déjà vu. Diese Lücke, diese Laküne, dieser Riß, dieses enttäuschende „Nicht“. Immerzu nämlich gerate ich in kleine schwarze Zeitlöcher, Spalten, in denen blitzartig, gedankenschnell – aber das wäre noch viel zu langsam, nein: – ohne jeden, und sei es nur den allgeringfügigsten, Zeitverbrauch einfach verschwindet, was hätte geschehen sollen. Es geschieht einfach nicht. Erst *noch nicht*; dann *nicht mehr*. Ich bin versucht zu denken: die ganze Welt eine alexandrinische Flasche.

Versiegendes Wasser. Ein Bistro in Paris, ein heißer Tag, ein winziges Waschbecken, gerade groß genug, um ein wenig Wasser mit den Händen zu schöpfen, und ein alexandrinischer Wasserhahn: Das Wasser kommt auf Knopfdruck, ich lasse den Knopf los, und *augenblicklich versiegt der Strom*. Meine Hand, mein Unterarm, die irgendwie wissen, daß nun das Wasser eine, wenn auch stets zu knapp bemessene, Weile fließen wird und Eile daher ohnehin geboten ist, stoppen jäh in ihrer Vorwärtsbewegung, da sie ins Leere vorzustößen drohen, kleines Indiz, daß es nicht einfach ein „Nicht“ ist,

das ich beklage. Auch nicht das „Noch Nicht“, obwohl ich gewiß kein geduldiger Mensch bin. Quelle meiner Qual ist das „Noch Nicht“, dem das „Nicht mehr“ mit dieser grausamen Unmittelbarkeit folgt, ein „Nicht mehr“, dem das doch immerhin verheißungsvolle „Noch nicht“ vorausging. Erst dieses Dürsten, dann das Versiegen und Verschmachten; der Aufschub der Begierde, und augenblicklich der Verzicht; die Vertröstung, die doch eine Verheißung enthält, gefolgt von einer Leere anstelle der Erfüllung.

Schwund à la Murphy. Jeder weiß: Bücher, die ich nicht finden kann, tauchen augenblicklich wieder auf, sobald ich Ersatz angeschafft habe. Eben konnte ich das verschollene Exemplar noch nicht finden, jetzt brauche ich es nicht mehr – da fällt mein Blick darauf. Es ist dasselbe Prinzip, nach dem eben noch empfängnis- oder zeugungsunfähige Partner es ohne weiteren Verzug zu erfolgreicher Schwangerschaft bringen können, die nämlich unweigerlich eintritt, sobald sie ein Kind *adoptiert* haben.

Die Permanenz meines Chaos. Das Chaos auf meinem Schreibtisch und drum herum – im Umkreis von ein bis zwei Metern stapeln sich Papiere, Bücher, Schreibgeräte, zwei Zollstöcke vom letzten Umzug, Hustenbonbons, weil ich neulich erkältet war, Rechnungen, Beihilfeanträge, Fahrkarten für Reisekostenanträge, Steuerquittungen, Videocassetten, ein Paperweight aus Venedig, ein paar Telefonbücher, das Telefon, eine Gebrauchsanweisung dafür, zwei Fahrpläne, ein Kästchen für Briefmarken, ein Brillenetui, etliche herausgerissene Zeitungsseiten, ein paar Handlexika, ungezählte Einladungen zu Tagungen und Workshops, Überweisungsformulare, eine Dose mit Büroklammern, ein Kasten voller Adressenkarten, diverse Mappen und Ordner, circa sechs bis acht Sub-Stapel mit Unterlagen, Notizen und Skizzen zukünftiger Projekte, und, nicht zuletzt, ein paar begonnene und ein paar fast fertiggestellte Manuskripte wie das, an dem ich eben jetzt schreibe – dieses Chaos scheint kein Ende zu haben. Ich betrachte es nämlich als Noch-nicht-Ordnung. Noch ist es nicht nötig, Ordnung zu schaffen, *aber bald*. Dieses „Bald“ tritt auch tatsächlich von Zeit zu Zeit ein, weil inzwischen, wie der Ökonom sagen würde, meine Suchkosten prohibitiv geworden sind: Die Sucherei wird unerträglich. Dann räume ich auf – stets jedoch nur solange, bis ich wieder ohne unerträglichen Suchaufwand arbeiten kann, denn dann sinkt die Dringlichkeit des Aufräumens wieder unter die Dringlichkeit meiner Arbeit. So oszilliert mein Chaos zwischen mittlerer und unerträglicher Intensität, und wirkliche Ordnung verliert sich in der Kluft zwischen Noch-nicht- und Nicht-mehr-nötig.

Infinites Progress. Mehr Ablagefläche schafft *nicht*, wie naive Geister annehmen könnten, Abhilfe gegen, sondern nur mehr Platz für das tägliche Chaos. Die zusätzliche Fläche erzeugt eine Art Sog, in welchen eben noch weiter entferntes Chaos unverzüglich gerät, das uns nun auch noch umstellt und überbietet. Das hängt damit zusammen, dass neue Flächen – ein größerer Schreibtisch, ein Stehpult, ein zusätzlicher Sekretär – die Grenzkosten der Suche niedrig halten und also nur den Zeitpunkt der Prohibitivität der Suchkosten hinauszögern.

Ich kannte einen Historiker, Hans-Martin Barth, der hatte neben seinen Schreibtisch drei Tapeziertische plaziert. Dadurch indes hatte er nur das Chaos-Potential vergrößert – einschließlich der Fußbodenfläche, die das Kriterium „Reichweite in Armlänge“ für um die Tische angeordnete Bücherstapel erfüllte. Natürlich war, wie man zwischen den überfüllten *vier* Tischen sehen konnte, das ganze Arbeitszimmer knietief voll mit Büchern.

Diesen Text lege ich jetzt in einem der beiden großen Regale ab, die ich mir neulich gekauft habe, und gedenke ein weiteres Mal Anthony O. Cina, des Hans-Martin Barth von San Diego, Meister des versäumten Augenblicks der Ordnung:

Unter Büchern begraben

SAN DIEGO, 14. Juli (dpa). Seine Leidenschaft für Bücher ist einem 86 Jahre alten Mann in San Diego während eines Erdbebens fast zum Verhängnis geworden. Zwölf Stunden hatte Anthony O. Cina in seinem Ein-Zimmer-Appartement unter einem Bücherberg gelegen, bis ihn Feuerwehrleute bargen. Sie gruben sich zum verschütteten „Bücherwurm“ hindurch, indem sie die Bücher aus dem Fenster und vor die Tür warfen.

Hefte, Magazine, Zeitungsausschnitte und dicke Wälzer waren bis zur Zimmerdecke gestappelt. Cina blieb in seinem Zimmer nur eine winziger Gang von zwei Metern. Er schlief auch auf seinen Büchern. Als bei dem Beben der Stärke 5,3 (Richter-Skala) alles auf ihn herabstürzte, konnte er sich noch auf den Bauch rollen und den Kopf über den Bettrand hängen. Die Luft im Zwischenraum rettete ihm das Leben. (Frankfurter Rundschau vom 15.7.1986)

2 Die schwarzen Löcher des Alltags

„WG“. Morgens, in der Küche der Wohngemeinschaft, die damals WG hieß. Ich bin allein und lese daher beim Frühstück die Zeitung. Ein Mitbewohner betritt die Küche und setzt sich zu mir. Sei es aus Freundlichkeit, sei es aus Höflichkeit – ich lege die Zeitung aus der Hand. Noch, sage ich mir, brauche ich sie ja nicht zu Ende zu lesen. Ein etwas zähflüssiges Gespräch beginnt. Die Gesprächslücken werden größer, weswegen ich mich nach meiner Zeitung sehne, die ich aber *nicht mehr* lesen kann, weil in diesem Augenblick mein Gesprächspartner, mein ehemaliger Gesprächspartner – zu eben dieser Zeitung greift.

Catch 22. In Joseph Hellers *Catch 22* ist die Lage so: Der Wunsch, Kampfeinsätze in Vietnam zu fliegen, wäre an sich Beweis genug, daß man geisteskrank ist, daher auch Grund genug für eine Befreiung vom Militär. Nach Hause geschickt wird man aber *noch nicht*, weil man dazu erst einen Antrag stellen muß. Tut man das, beweist man jedoch durch eben diesen Akt der Vernunft, daß man geistig gesund ist, und darf deswegen *nicht mehr* nach Hause.

Observer, 17. Februar 1980. Jon Elster, der vertrackte Verhältnisse wie *Catch 22* analysiert hat, steuert dazu folgenden Bericht aus dem *Observer* bei: „Ein einbeiniger Mann, der sich um eine staatliche Beihilfe für Behinderte bemühte, mußte sich vier Treppen zu dem Raum heraufquälen, in dem über seinen Anspruch entschieden wurde. Als er es geschafft hatte, wurde sein Antrag abschlägig beschieden, weil er die Treppe ja bezwungen hatte.“ Es scheint, als ob die Zeitfalle zwischen „Noch Nicht“ und „Nicht Mehr“ besonders gut bei den Unglücklichen und Beladenen funktioniert. „Ohne Aufenthaltserlaubnis keine Arbeit.“ „Keine Arbeit? Dann können Sie in diesem Lande nicht mehr bleiben.“

Slapstick. Das Lexikon übersetzt „Slapstick“ mit „Narrenpritsche.“ In „slap“ steckt aber auch „Schlag“, „Klaps“, und, als Adjektiv, „plötzlich“, „zack“. Vor allem deshalb ist die Kunst des Slapstick zu allererst eine Kunst des Timing: weil es ihr um Schlagfertigkeit zu tun ist – darum, daß das unweigerliche Verfehlen des rechten Augenblicks schlagartig zu Tage tritt. Slapstick ist ein Spiel um Noch Nicht und Nicht Mehr, und wir schöpfen aus dem Schaden Freude, daß nicht nur wir uns in den Zwickmühlen der Zeit verfangen.

Vorsicht, différence! „Stummfilmkomödien“, sagt Erving Goffman, „wimmeln natürlich von Rücksichtskundgaben, die sich am ausgeprägtesten wohl bei Chaplin finden. Der Held, der versucht, an das Essen, den Brief, das Mädchen oder den Schädel von jemandem heranzukommen, bemerkt, daß das Opfer ihn erblickt hat und ihn beobachtet, was der Anlaß dazu ist, die prekäre Absicht hinter der ausgiebigen Zurschaustellung einer harmlosen Beschäftigung zu verbergen. Da der Eindringling erst im letzten Augenblick entdeckt wird, muß die Bekundung einer harmlosen Absicht blitzschnell und unter fast aussichtslosen Bedingungen zustandegebracht werden.“ Auch Jacques Tati spielt in nahezu jeder Bewegung dieses Spiel mit den Konventionen von Rück-sicht, Vor-sicht und Ab-sicht – schon sein Gang ein sprechendes Beispiel für jenes Zögern, Verschieben, Es-recht-Machen-Wollen und dann doch Danebenliegen und Anderssein, für jenes Stolpern zwischen Ab- und Rücksicht, zwischen Konvention und Chaos, das den rechten Augenblick unweigerlich verfehlt. Denn „unter *fast* aussichtslosen Bedingungen“, das gilt ja stets nur auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung – das Mädchen, die Strandgäste, die Concierge bemerken nichts, wohl aber die Zuschauer, die es kommen sehen und in diesem Kommen-sehen eine beträchtliche Steigerung ihres Vergnügens erleben. Und unser Lachen darüber zeigt die Freude an, uns selbst darin wiederzuerkennen, die Freude und die Erleichterung angesichts der blitzartigen Einsicht, daß wir so sein dürfen; daß wir schuldig uns nicht fühlen müssen, bloß weil wir es den anderen nicht immer *recht* machen, sondern manchmal ein bißchen *linkisch* sind – wie Monsieur Hulot.

Beim Friseur. „So?“ fragt mein Friseur. „Ich ...“ versuche ich zu sagen, aber, schnipp, da ist die Ecke schon abgeschnitten.

„Nein“ hatte ich noch nicht sagen können, weil ich noch nicht wußte, was „so“ bedeuten würde. Nun weiß ich es, weil er es mir gezeigt hat, und kann „nein“ eben deshalb nicht mehr sagen.

In der Badewanne. Ich greife nach der Seife, nach der Ente im Badewannenwasser, und sie entschlüpft mir, eben weil ich nach ihr greife. Die Bedingung, sie zu erwischen, ist zugleich die Bedingung der Unmöglichkeit, sie zu erwischen. Das nenne ich ein operatives Paradox, das allerdings beim Enten-, Seifen- und übrigens auch Fliegenfangen mit der Hand keine ganz strenge Form annimmt, wie wir Enten-, Seifen- und Fliegenfänger wissen. Erst zu weit weg zu sein und dann unvermittelt zu dicht dran, diese Zeitfalle ist bei

Enten und Seifen durch Langsamkeit, im Falle von Fliegen durch Schnelligkeit, im Falle von Menschen gar nicht zu vermeiden.

Frau Holle. Zustände, die wesentlich Nebenprodukt sind, zerfallen mir unter der Hand – unter der zielstrebig zugreifenden Hand. Ich sehne mich nach Unbefangenheit, Schlaf, Vergessen, Vertrauen, Liebe, Glück, weil ich sie noch nicht erlangt habe. Ich greife nach ihnen – und kann sie eben deshalb nicht mehr erlangen.

3 Ökonomie des Begehrens

Mimesis des Begehrens. Wie, wenn wir Menschen einander in unserem Begehren nachahmen, wie es René Girard annimmt? Und wenn unsere Vermutungen, betreffend das Objekt der Begierde des je anderen, nach folgendem Muster irren: „A glaubt, daß B O begehrt, macht den ersten Schritt auf O zu und bedeutet auf diese Weise B, daß O begehrenswert ist. Wenn B nun seinerseits sein Begehren zum Ausdruck bringt, hat A den Beweis, daß er sich nicht geirrt hat.“

Dann führt eine Trajektorie leicht in Konflikt, Krieg, und Gewalt, noch-nicht-und-nicht-mehr begleitet von Zweifeln, und erst, wenn es zu spät ist, heißt es: Nie wieder Krieg. Beziehungskrieg, Rosenkrieg, Weltkrieg.

Aufschub der Begierde. Das Prinzip der Ökonomie ist es, in der Zeit zu sparen, um in der Not zu haben. Wie Lord Keynes sagte: Wir lieben das Kätzchen, nicht die Katze – die Marmelade von morgen, nicht die Marmelade von heute. Vorsicht, Zeitfalle: *There is many a slip – twixt cup and lip.*

I can't get no satisfaction. Der Faustischen Qual: „So tauml' ich von Begierde zu Genuß, / Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde“ hat Oscar Wilde den letzten Dreh gegeben. Die Zigarette, bemerkte er, sei der vollendete Genuß. „Denn sie schmeckt und läßt einen unbefriedigt.“

Fortschritt. Die Produktion dient der Befriedigung unserer Bedürfnisse, heißt es. Die Bedürfnisse, Präferenzen, Nutzenvorstellungen liefern die Maßstäbe zur Bewertung der Produkte. Wie aber, wenn während, ja durch die Produktion die Bedürfnisse und Präferenzen geändert werden? Dann haben wir es nicht länger mit der schier unumstößlichen Reihenfolge zu tun: erst die Bedürfnisse, dann die (Mittel der) Bedürfnisbefriedigung. An den alten Präferenzen lassen sich neue Produkte erst, solange sie noch nicht existieren, noch nicht messen, dann jedoch nicht mehr, weil sich die Präferenzen inzwi-

schen geändert haben. Jede Produktion erzeugt als mitlaufendes Resultat eine Befestigung oder Veränderung, also: die Konstitution von Bedürfnissen und Präferenzordnungen. Der Kapitalismus produziert Reichtümer – aus der Sicht von Präferenzordnungen, die er ebenfalls produziert, und in deren Licht die Armut und die Destruktion, die er ebenfalls produziert, als geringfügig bewertet werden. Der technische Fortschritt produziert Verbesserungen – im Lichte eben jener Werte, die er uns zu schätzen lehrt. Computer wecken neue Wünsche: solche, die sie zu erfüllen verheißen. Organisatorischer Wandel, eingeleitet durch Reorganisation, ergreift die Vorstellungen von einem gut geführten Betrieb. Filmproduktionen prägen den Massengeschmack – auch den in Sachen von Filmproduktionen. Ein Unternehmen muß mit Produktion und Absatzpolitik nicht auf einen gegebenen, sondern auf einen durch Produktion und Absatzpolitik zu ändernden, sich ändernden Bedarf „re“agieren. In gewissem Maße *erzeugt* die Produktion daher jene Knappheit, der sie abhilft, und die also, kraft jener Produktion, stets erst noch nicht und dann nicht mehr behoben worden sein wird.

Bedarfsdeckung. Albert Speer, in: Spandauer Tagebücher, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1978, S. 145, zitiert Hitler: „Hat mir doch jemand vor vier Jahren, als Doktor Todt und ich die Trasse der Autobahn von München nach Rosenheim festlegten, gesagt, daß dort kein Verkehr sei. ‘Glauben die denn’, habe ich diesem kleinen Geist geantwortet, ‘daß da kein Verkehr ist, wenn wir erst die Autobahn fertig haben?’“. Also: „der Bedarf wird durch die veränderten Umstände geprägt“, durch Umstände, die wir selbst verändern, um den Bedarf zu decken.

Straßen befriedigen *den* Bedarf, den sie erzeugen. Daß es Hitler war, der dies schon wußte, mag für Verkehrsminister Grund genug sein, sich daran nicht mehr zu erinnern.

Schlangestehen. Wenn die Knappheit groß genug ist, wie damals in der DDR, stellen sich die Leute *auf Verdacht an*, sobald sie eine Schlange sehen – die Schlange an sich ist schon Beweis genug, daß es an ihrem Anfang etwas Begehrtes zu ergattern gibt. Was das ist, weiß man am Anfang noch nicht, weil man es am Ende der Schlange noch nicht sehen kann. Nicht gering ist die Gefahr, daß man es am Ende, wenn man am Anfang der Schlange angekommen ist, nicht mehr zu sehen bekommt, und zwar wiederum, weil die Schlange zu lang war. Zu lang aber war die Schlange, weil die DDR-Bürger es angesichts solcher Knappheit zu einer Artistik des Noch Nicht und Nicht Mehr bringen mußten: immer auf dem Quivive, ein An-

gebot, und das hieß: den rechten Augenblick, nicht zu verpassen. Die Spanne aber zwischen dem Noch Nicht und dem Nicht Mehr eines Angebotes wurde um so kleiner, je stärker ihr Schrumpfen ins Bewußtsein trat, und es trat um so stärker ins Bewußtsein, je mehr die Spanne schrumpfte.

So avancierten die Bananen zum Symbol – weil ihre Präsenz nurmehr aufblitzte, immer bedroht vom Umschlag des Noch Nicht ins Nicht Mehr.

Overconfidence. Die Leute sind darin hartnäckig, daß sie sich mehr Urteilsvermögen zutrauen, als an der Börse zu haben ist. Wenn aber viele sich, sozusagen, in die gleiche Richtung verirren und Internet-Werte kaufen, verwandeln sie ihren Irrtum in Wahrheit: Die Kurse steigen wirklich. Da sie jedoch des Irrtums als Basis ihrer Treffsicherheit nicht inne werden, gehen sie mit gestärktem Selbstbewußtsein aus der Sache hervor. Erst sehen sie *noch* keinen Grund, ihre Selbstüberhebung zu bezweifeln, dann keinen *mehr*. Erst der Börsencrash belehrt sie eines Besseren – das große Nicht Mehr. Dann aber hilft es *nicht mehr*.

Freundschaft. Vom Freund zu fordern, die Freundschaft zu pflegen, verstrickt nicht nur ihn, sondern auch mich in Paradoxien. Er kann nicht mehr geben und ich kann nicht mehr nehmen, was in einer Freundschaft zu geben und zu nehmen wäre: das unaufgeforderte Geben.

Unheilbar. „Mangel an Vertraulichkeit unter Freunden“, sagt Nietzsche, „ist ein Fehler, der nicht gerügt werden kann, ohne unheilbar zu werden.“

Sagte ich zu meinem Freund.

4 Zeit, Leben & Tod

Noch. „*Noch* ist ein Umstandswort der Zeit“. (Arturo Pérez-Reverte, Jagd auf Matutin)

Vita brevis. Das Leben ist kurz. Die Zeit ist knapp. Wir müssen uns sputen. Die Schere zwischen Welt- und Lebenszeit geht auf. Diese Lehre Hans Blumenbergs und Odo Marquards *erzeugt* das Gefühl: Das Leben ist kurz. Die Zeit ist knapp. Wir müssen uns sputen.

Ruinen. Warum faszinieren uns Ruinen? Als Gegenstücke zum Noch-Nicht-und-Nicht-Mehr: nicht mehr Tempel, noch nicht nichts. Die Welt ist, was dahinfällt.

Stilles Wasser. Dieses Boot im Seitenarm der Ems, halb vermodert, halb versunken, bald aufgelöst in Morast, und mir stockt der Atem.

En kairo. Die Kunst, den rechten Augenblick zu treffen, gilt als Herzensangelegenheit. Ich ziehe es vor zu denken: Sie ist eine Sache der sicheren Hand angesichts beweglicher Ziele. Zu denken indes gibt mir, daß es Mephisto ist, der sagt:

„Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.“

No way? Kafka sagt: „Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg. Was wir Weg nennen, ist Zögern.“ An einem anderen Tag, weniger beeindruckt von der Tatkraft der rechten Männer, hätte er wohl fortfahren können: Die Verleugnung des Zögerns aber läuft auf die Verleugnung des Lebens hinaus.

Späte Reue. „Hätte ich ihm doch noch dies gesagt, jenes getan“, denken wir beim Tode eines geliebten oder verehrten Menschen. Wir denken es, wenn es, ja: *weil* es nun nicht mehr geht. Wir entdecken den versäumten Augenblick erst in, ja: an der Vollendung der Versäumnis. Meiner Mutter konnte ich nicht mehr sagen, was hätte gesagt, nicht mehr tun, was hätte getan werden müssen, als sie im Sterben lag. Denn von nun an war das Sagen und Tun unter das verfälschende Vorzeichen ihres nahenden Todes gestellt, der unweigerlich als falsches, als peinliches Motiv allen Sagens und Tuns erschienen wäre. Dann lieber schweigen? Mir blieb nichts anderes. Zu reden schien erst noch nicht nötig, dann nicht mehr möglich. Dieses „noch nicht nötig“ aber verbarg ein tiefer liegendes „noch nicht möglich“ – noch nicht möglich, weil und solange es noch nicht unbedingt nötig war. Ich konnte erst reden, als ich es mußte, und ich mußte es, als ich es nicht mehr konnte. Und ich konnte, als es zu spät war, deshalb nicht mehr, weil ich noch nicht gekonnt hatte, als es noch nicht zu spät war.

Dieser gefährliche Augenblick. Fragen, die der Tod aufwirft, pflegen wir uns nicht zu stellen, solange wir nicht selbst von diesem finalen Verlust bedroht sind. Dann aber sind Antworten nicht mehr verlässlich: weil wir sie erst jetzt, in diesem gefährlichen Augenblick, als eine Zuflucht suchen, in großer Versuchung, mit dem erstbesten Unterschlupf Vorlieb zu nehmen, der Trost oder Rettung verheißt.

Früher indes geht's nicht, denn wenn wir die Frage stellen, bevor wir vom Tode bedroht sind, *wecken* wir das Gefühl der Bedrohung und das Bedürfnis nach der Rettung und Trost.

Die Frage nach dem Tod kommt immer zu früh und zu spät.

Das war's. Ein paar Freunde, ein paar Lieben, ein paar Bücher. Ein paar Siege, ein paar Feste, ein paar Krisen. Erst scheint die Zahl der Kugeln, die dir hingerollt werden, unendlich. Daß es nur ein paar sind, entdeckst du erst, wenn's nicht mehr hilft. Aber vorher hätte es eben *noch nicht* geholfen.

„I've never scored a touchdown
 In a ninety-nine yard run,
 I've never winged six Daltons
 With my dying brother's gun...
 Or kissed Miz Jane, and rode my hoss
 Into the setting sun.
 Sometimes I get so depressed
 'Bout what I haven't done.“

Mein antizipatorisches Naturell. Es ist noch nicht Winter, noch nicht einmal Herbst, da geben mir die ersten gelben Blätter, die von den Bäumen fallen, schon Anlaß, mich für den dunklen, kalten, nassen Winter zu rüsten. Das hilft zwar nicht, sondern trübt nur den Genuß des Spätsommers und erst recht des Herbstes. Aber es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit: Im Januar schon nehme ich Frühling und Sommer vorweg. Der Umschwung ereignet sich *zwischen den Jahren*, weshalb ich diesen merkwürdigen Ausdruck für treffend halte.

Mit dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter *des Lebens* funktioniert der Ausgleich nicht. Da heißt Spätsommer: noch nicht Herbst, und das heißt: eigentlich schon nicht mehr Sommer, sondern so gut wie Herbst, also so gut wie Winter – ein für alle Mal. Da heißt Noch Nicht eigentlich schon: Nicht Mehr.

Hypochondrie. Ein ernsthafter Hypochonder ist an seinen guten Tagen nicht etwa gesund, sondern noch-nicht-krank. Wenn er wirklich erkrankt, muß es, auf eine Art, eine Erleichterung für ihn sein: endlich nicht mehr noch-nicht-krank. Das ist nicht leicht wahrzunehmen, weil dieses Gefühl ja durch das Nicht-mehr-gesund überlagert wird.

5 Forschung – Berührung des Unberührbaren

Jean Baudrillards Paradoxie objektiver Wissenschaft. „Wie Orpheus dreht sich die Wissenschaft stets zu früh nach ihrem Objekt um und wie Eurydike kehrt dieses zurück in die Unterwelt.“ Zu früh und sofort zu spät.

Dorothy Sayers Paradoxie objektiver Wissenschaft. „Mylord, facts are like cows. If you look them in the face long enough, they generally run away.“

Und erst bei Nacht, da alle Kühe schwarz sind (Hegel), selbst die blonden (Karl Kraus).

Das achtzehnte Kamel. Ein weiser Virtuose des versäumten Augenblicks: der Mullah, der auf seinem Kamel nach Medina ritt und unterwegs drei Brüder traf, mit Trauer über den Tod ihres Vaters und in Ratlosigkeit über das Erbe, siebzehn Kamele, das ihnen der Vater in einem seltsamen letzten Willen hinterlassen hatte: der älteste Bruder solle die Hälfte, der mittlere ein Drittel, der jüngste ein Neuntel der Herde bekommen.

„Nehmt meines dazu“, sagte der Mullah, und von den achtzehn Kamelen erhielt der älteste Bruder die Hälfte, neun, der mittlere ein Drittel, sechs, und der jüngste ein Neuntel, zwei Kamele. Ein Kamel, das des Mullahs, blieb übrig, er bestieg es und winkte den Brüdern einen Abschiedsgruß zu.

Manche bringen ein achtzehntes Kamel von Haus aus mit: eine Siegesgewißheit *a priori* zum Beispiel, die erst noch nicht begründet ist, aber zum Sieg führt, und die dann nicht mehr unbegründet erscheint. Andere müssen sich achtzehnte Kamele immer wieder neu hervorzaubern. Ich plane kein Buch, sondern nur ein paar Aufsätze, diese Selbsttäuschung ist mein achtzehntes Kamel, das entbehrlich wird im Maße des Anwachsens des Textes. Ich werde Lokomotivführer, Bundesligastar, Computerdesigner, Lehrer, das sind die achtzehnten Kamele, auf denen Kinder durch die Schule in die Erwachsenenwelt reiten.

Heinz von Foersters Paradoxie objektiver Wissenschaft. „So, wie das achtzehnte Kamel, so braucht man die Wirklichkeit als eine Krücke, die man wegwirft, wenn man sich über alles andere klar ist“.

Woody Allens Paradoxie objektiver Wissenschaft. „Cloquet haßte die Wirklichkeit,“ heißt es in „Side Effects“, „aber er sah ein, daß es nach wie vor die einzige Gegend war, wo man ein richtiges Steak bekommen konnte.“ Das klingt nach angelsächsischer Nüchternheit, aber was, wenn der Realitäts-

rausch verfliegen ist? „Die Realität“, sagt das schottische Sprichwort, „ist eine Illusion, die durch einen Mangel an Whisky hervorgerufen wird.“

John Waynes Paradoxie objektiver Wissenschaft. „Wir haben unterwegs nur ein paar Apachen gesehen“, sagt Glenn Ford in „Fort Apache“ zu John Wayne. „Wenn ihr sie gesehen habt“, versetzt John Wayne, „waren es keine Apachen.“ (Pooh’s Corner)

Der Prozeß der Zivilisation. „Es ist wirklich zu wünschen, daß der Umgang der Europäer mit den Einwohnern der Südsee-Inseln in Zeiten abgebrochen werden möge, ehe die verderbten Sitten der zivilisierten Völker diese unschuldigen Leute anstecken können“, sagte Georg Foster – *nachdem er* mit Captain Cook auf Entdeckungsreise dort war.

Midas Kafka. „Was ich berühre, zerfällt.“

Das Sein und das Nichts. Am Anfang war nicht Nichts, lehrt Spencer Brown, (denn Nichts setze eine erste Distinktion, nämlich zwischen Nichts und Etwas, bereits voraus,) sondern ein ununterschiedener und ununterscheidbarer leerer Raum. Wieso ununterscheidbar? Wieso leer? Wieso Raum? Was am Anfang war, flieht vor dem Zugriff unserer Denkens wie ein zurückweichender Horizont.

6 Paradoxien des Organisierens

Mañana. Die Verwaltung handelt nach dem Motto: Es gibt nichts, was sich nicht durch längeres Liegenlassen von selbst erledigt. Heute brauchen wir es noch nicht anzupacken, morgen nicht mehr.

Die Beule unterm Teppich. „Nur“ die Beule unterm Teppich zu verschieben, wird zu Unrecht allgemein mißbilligt. Es ist ein probates Mittel – für solche Probleme, die Beulen unterm Teppich gleichen. Fast alle Probleme sind so.

Regeln folgen. Unser Handeln, zumal in Organisationen folgt – folgt? – Regeln. Einer Regel aber, sei es einer Norm, einem Deutungsschema, einem Handlungsprinzip oder einem Rezept, ist immer eine gewisse Unbestimmtheit eigen, notwendig, weil sie Resultat und Garant von Wiederholung und Verallgemeinerung sind oder sein sollen. Wir müssen in *vielen* Handlungssituationen auf sie zurückgreifen können, und dazu müssen sie eine gewisse Leere lassen, die wir erst *in situ* füllen – wenn wir sie anwenden. Darin steckt immer auch: wenden, nämlich auf die Situation hinwenden, interpretieren, umdenken, ergänzen, umgehen, verletzen, mißbrauchen, ersetzen.

Dieses situative Füllen/Erfüllen/Ergänzen/Ersetzen aber beraubt die Regel jener Leere und Unbestimmtheit, mit Alfred Schütz zu sprechen: ihres typischen Wesens. Das bedeutet merkwürdigerweise, daß der Sinn einer Regel erst *in* jener Situation, *in* jener Anwendung vollends konstituiert wird, die sie regulieren soll. Es bedeutet, daß Regeln zwar verallgemeinerte Verfahren der Praxis sind, daß sie aber als reine Regeln, in reiner Allgemeinheit *noch nicht* praktikabel sind, sondern erst, wenn sie *nicht länger* reiner Grund, reiner Ursprung, reines Prinzip des Handelns sind.

„*Vor dem Gesetz*“ Der Mann vom Lande, der in Kafkas Erzählung vor das Gesetz treten will, ist die emblematische Figur solcher Nachträglichkeit. Es ist ein Gesetz, in das einzutreten der Türhüter ihm verbietet, wenn auch auf zweideutige, ja: paradoxe Weise – „Wenn es dich so lockt, versuche doch, trotz meines Verbots hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig“ –, und das der Mann vom Lande daher nicht zu betreten wagt, nur um am Ende seines Lebens zu erfahren: „dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“ Es ist ein Gesetz, in das der Mann erst noch nicht und dann nicht mehr eintreten konnte, weil die Eröffnung, die Tür des Gesetzes habe (ihm) die ganze Zeit offengestanden, mit der Schließung der Tür einhergeht.

So sind *alle* Gesetze, insofern über die Pflicht zu ihrer Einhaltung und das Recht, auf sie zu pochen, erst nachträglich, in ihrer Anwendung, entschieden wird, mehr noch: insofern jedes Gesetz erst *in der* und *durch die* Anwendung in seiner Bedeutung und Geltung vollends konstituiert wird. „Nulla poena sine lege“? Das ist nur eine operativ wirksame Fiktion. Die Tat geschieht immer *vor* dem Gesetz.

Anwendung. Anwendung ist ein Fall dessen, was Derrida als Supplément vorschwebt, scheinbar sekundär und dann doch konstitutiv. Und Regeln funktionieren daher auf den Wegen der Différance, ihres Verschiebens, Verzeitlichens und Andersseins *in der Anwendung*. Regeln zu „folgen“, ist eine Kunst des Noch Nicht und Nicht Mehr, weil eine Regel, der wir folgen, ohne situationsspezifischen Zuschnitt noch nicht anwendbar ist, durch diesen Zuschnitt in der Anwendung aber *zu einer anderen wird*. Das ist meist nicht leicht wahrnehmbar, weil diese Differenz, gemessen an alltagspraktischen Erfordernissen, oft vernachlässigbar ist, und es vielleicht erst nach Jahr und Tag auffällig wird, daß plötzlich alle Männer lange Haare, alle Frauen kurze Röcke tragen oder alle Organisationen den Geboten der Schlankheit folgen.

Kognitive Dissonanz (I). Wenn man sich entschieden hat, beginnt der Zweifel zu nagen. War es nicht doch die falsche Wahl? Die Mängel der gewählten Alternative scheinen ebenso schnell zu wachsen wie die Vorzüge der verschmähten. Man zuckt zurück. „Ich kaufe die Wohnung doch nicht.“ Sofort jedoch setzt der umgekehrte Prozeß ein: „Soll ich sie mir wirklich durch die Finger gehen lassen?“ Ihre Vorzüge wachsen wieder, die Nachteile schrumpfen. Nie bin ich entschieden – erst noch nicht, dann nicht mehr. „*Do you have personally any problems in making decisions?*“ – „*Well, yes and no.*“

Kognitive Dissonanz (II). Die reine Lehre stellt auf den umgekehrten Fall ab: Die Menschen neigen dazu, jedwede kognitive Dissonanz sogleich unter einem Schwall guter Gründe für die getroffene Wahl zum Verstummen bringen. Solche Menschen sind nie unentschieden. Mögliche Zweifel begraben sie in der Schlucht zwischen Noch Nicht und Nicht Mehr.

Permanente Verspätung. Organisationen, so lautet die Lehrbuch-Weisheit, reagieren auf veränderte Umwelтанforderungen mit Anpassung ihrer Strukturen – oder sie scheiden aus. Adaption aber oder Auslese, beides braucht Zeit, *viel Zeit*, wie man neuerdings – Stichwort: „blockierte Gesellschaft“ – schärfer sieht. Wie nun, wenn die Umwelt sich schneller verändert als Reorganisation oder Selektion dauern? Das ergibt das beunruhigende Bild der notorisch zu spät kommenden Organisation. Eben paßten ihre Strukturen noch nicht, nun nicht mehr.

7 Der Lorbeer der Politik

Innovationspolitik. Es müsse Schluß damit sein, bei technischen Innovationen erst von den Risiken und dann von den Chancen zu reden. Umgekehrt werde ein Schuh draus: Erst die Chancen realisieren und *noch nicht* von den Risiken reden; von den Risiken erst reden, wenn auch sie realisiert sind, also *nicht mehr* abzuwenden? Das „Zu spät“ als parteipolitisches Programm – das ist eine neue Qualität. In die Atomenergie waren wir ja wohl noch hineingeschlittert. Nun sollen wir sozusagen sehenden Auges die Augen verschließen.

Risikogesellschaft. Wo aber Gefahr ist, weicht das Rettende auch.

Zu jung, zu alt. „Die Grünen sind noch nicht reif für die Macht.“ „Die Grünen kann man nicht mehr wählen.“

Vollendung der Tatsachen. „Mit der Genehmigung des Bebauungsplans ist noch nichts entschieden.“ „Mit einem positiven Bescheid, betreffend die wasserrechtliche Prüfung, ist noch keine Vorentscheidung gefallen.“ „Mit der Erteilung der Teilerrichtungsgenehmigung ist noch nichts präjudiziert.“

„Das Unternehmen hat im Vertrauen auf die Politik der Regierung Milliardensummen investiert. Dieses Vertrauen dürfen wir nicht enttäuschen.“

Das Schöne am Ozonloch. Das Schöne am Ozonloch ist bekanntlich, daß heute die Gefahr noch nicht bewiesen und morgen nichts mehr zu machen ist.

Allmählicher Verfall. Die Demokratie verfällt, wenn und weil sie gesichert scheint und in den Hintergrund unserer Sorgen rückt. Wenn sie dann wieder in den Vordergrund rückt, mag es zu spät sein, weil die Berlusconi's inzwischen die Gunst der Stunde genutzt haben.

8 Ökonomie & Innovation

Sudden closure. Die realisierte Möglichkeit hört auf, eine Möglichkeit zu sein – sie ist ja Wirklichkeit geworden. Bei dieser Gelegenheit verschwinden viele Alternativen in der Spalte zwischen Noch Nicht und Nicht Mehr. Wie die Welt aussähe, wäre eine andere Möglichkeit realisiert worden, konnten wir vorher noch nicht wissen und werden wir nun nie mehr erfahren. Das ist ein Pfahl im Fleische nicht nur, aber besonders der Ökonomen, die es andauernd mit solchen Problemen zu tun haben: Wie hätte sich das Brutto-sozialprodukt der USA ohne die Erfindung der Eisenbahn entwickelt? Was würden Instantkameras kosten, gäbe es Wettbewerb anstelle des Polaroid-Monopols? Was wäre der Preis für Zigaretten, Benzin, Automobile, würde die Tabak-, Mineralöl-, Kraftfahrzeugsteuer erhöht? Was, wenn der Markt für Versicherungen, Speditionen, Banken, Telekommunikation in Deutschland frei zugänglich wäre für ausländische Wettbewerber? Hätten wir Vollbeschäftigung, wenn die Löhne niedriger wären?

Viele Ökonomen neigen dazu, Probleme wie diese mittels scheinbar plausibler Gedankenexperimente vom Sudden-Closure-Typ anzugehen: Was wäre geschehen, wenn die Eisenbahnen in den USA 1890 stillgelegt worden wären? Was, wenn wir heute den Flugverkehr verbieten würden? Was, wenn wir die Mineralölsteuer auf einen Schlag um 300% erhöhen würden? Im Lichte von Sudden-Closure-Modellen erscheinen die Effekte der Realisierung von Alternativen dramatisch, das je gegebene als essentiell: Es geht

nicht mehr ohne Eisenbahnen, Flugzeuge und billiges Benzin. Aber ohne Eisenbahnen, Flugzeuge und billiges Benzin lebten wir in einer anderen Welt, in einer Welt, in der es sich ohne Eisenbahnen, Flugzeuge und billiges Benzin womöglich ganz gut leben ließe. Der Trick liegt in der Plötzlichkeit. *Plötzlich* geht es tatsächlich heute noch nicht und eben deshalb morgen nicht mehr – morgen erst recht nicht mehr, weil unsere Abhängigkeit von Eisenbahnen, Flugzeugen und billiges Benzin noch gestiegen sein wird.

Allmählichkeit. Allmählichkeit ist das Gegengift wider die vorauseilende gedankliche Versenkung unserer Möglichkeiten in den Spalten zwischen Noch Nicht und Nicht Mehr – statt *sudden closure* die allmähliche Eröffnung möglicher Welten.

Positionale Güter. Ein Open-Air-Konzert am Rhein, Tracy Chapman singt, die Sonne scheint auf den Tanzbrunnen in Köln. Es ist warm, alle sitzen auf der Erde, alle sind es zufrieden. Dann aber stehen vorne einige auf, um besser sehen zu können. Zeitfalte heißt: Zeitgleich, aber zunächst noch unsichtbar, beginnt der Prozeß der Zerstörung der Bedingungen der Möglichkeit, besser zu sehen, in diesem Falle eine Sequenz, ein negativer Dominoeffekt, bei dem einer nach dem anderen aufstehen muß, um wieder genauso gut sehen zu können wie zuvor. In der Ökonomie nennt man Güter, deren Wert derart von ihrer relativen Position zu anderen abhängt, positionale Güter: das Eigenheim in der edlen Gegend, die eben deshalb edel ist, weil nicht Hinz und Kunz dahinkönnen; die bessere Ausbildung, die meine Arbeitsmarktchancen steigern sollen, die aber nur relativ zum Niveau der anderen besser ist et cetera. Auch am Arbeitsmarkt aber gilt: Wenn alle auf den Zehenspitzen stehen, kann niemand besser sehen. Die Bildungs- und Arbeitsanstrengungen des einzelnen produzieren und destruieren zugleich die besseren Arbeitsmarktchancen, wenn sich alle danach strecken. Das verleugnen die meisten Arbeitsmarktpolitiker. Das alte Bildungsniveau beschert den Arbeitsplatz noch nicht, das neue nicht mehr.

Stehende Ovationen. Politikern, die derlei zu verleugnen pflegen, werden gelegentlich, wenn auch seltener und seltener, stehende Ovationen bereitet. Wie tröstlich anzunehmen, daß deren Genese eben jener umgekehrten Domino-Logik folgte; daß es nicht Begeisterung ist, die sich darin ausdrückt, sondern der Wunsch, dem Blick auf die Rockschöße des Vordermanns zu entrinnen.

Zu spät. Der erste Theoretiker der positionalen Güter war Georg Christoph Lichtenberg. „Wo alle Leute so früh als möglich kommen wollen,“ schreibt

er in den Sudelbüchern (Heft L, 913), „da muß notwendig bei weitem der größere Teil zu spät kommen.“

Aufklärung. Daß, wie Lichtenberg in den Sudelbüchern (Heft H, 15) bemerkt, „wir unsere Meinungen zu der Zeit sammeln, da unser Verstand am schwächsten ist, ...“ ist wohl wahr. Es „verdient“, so fährt er fort, „in Absicht auf Religion in Betrachtung gezogen zu werden.“ Und in Hinsicht auf Ökonomie, denn auch unsere ökonomischen Überzeugungen erwerben wir in jenen frühen Tagen. Es bedeutet, daß wir den Ausgang aus unverschuldeter Unmündigkeit nie ganz schaffen: erst nicht, weil wir noch zu jung und unsere Verstandeskkräfte zu schwach, danach nicht mehr, weil sie nun von unseren Meinungen umstellt sind.

Negative Dialektik. „Philosophie, die einmal überholt schien, erhält sich am Leben, weil der Augenblick ihrer Verwirklichung versäumt ward.“

Was für eine unversöhnliche Geschichtsphilosophie, die der ganzen Menschheitsgeschichte ein einziges Noch Nicht hinterherruft – und ihrer Gegenwart und Zukunft: „nicht mehr“.

Immer wieder Jandl.

Immer wieder

Es kann alles noch sein.
 Noch nie war das Schlimmste ganz da.
 Wir haben noch Augen, zu schauen.
 Wir haben noch Arme, Häuser zu bauen.
 Aber das Schlimmste ist immer ganz nah.

Für uns kann alles noch sein.
 Manches, was man nicht hat, wird man noch haben.
 Alles wird aus sein, was man noch haben kann.
 Aber immer wird irgendwo einer im Schutt begraben
 und die Stirn und den Arm finden von einem steinernen Mann.

Es wird alles noch sein.
 Es wird alles noch aus sein.
 Aber immer wieder wird einer noch Mut haben
 und sagen: „Fangen wir an!“
 Und es wird wieder ein Haus sein.

Reinhard Pfriem

So war, wäre oder wird es irgendwie ... Einige Anmerkungen über heutige Möglichkeiten kritischer Theorie der Gesellschaft

Meine nähere und dann bald doch recht freundschaftliche Verbindung mit Alexander Krafft ergab sich erst in den letzten Jahren, durch ein gemeinsames Projekt, das Brücken schlagen soll(te) zwischen Alexanders Soziologie und der Betriebswirtschaftslehre¹, bei der ich vor zwanzig Jahren über die Beziehungen zwischen Ökonomie und Ökologie entgegen vorherigen Erwartungen und Planungen gelandet bin. Der Brückenschlag zwischen Ökonomie und Soziologie bestimmte das wissenschaftliche Leben von Alexander ja auch biographisch, und zwar im Kontext eines Ringens um das, was man weiterhin als kritische Theorie der Gesellschaft bezeichnen sollte. Weil ich mich trotz einer völlig anderen Biographie dieser Perspektive selbst wieder verpflichtet fühle, möchte ich dazu im Folgenden einige Anmerkungen machen.

Die wissenschaftlichen und politischen Aktivitäten der Generation, die seit langem mit dem Jahr 1968 verbunden wird, begannen seinerzeit mit einer ganz anderen Konstellation der theoretischen Landschaft als heute:

- für viele von uns überragte die Strahlkraft eines besonderen Theoriegebäudes, nämlich des Marxschen, alle anderen – bei allen nicht geringfügigen Unterschieden, die sich aus der Weiterentwicklung des Marxismus nach Marx ergeben hatten,
- und dieses Theoriegebäude war getragen von einem recht umfassenden Versprechen, die gesellschaftlichen Funktionsmechanismen erklären und gar Prognosen hinsichtlich künftiger Entwicklungen geben zu können.

1 Gemeint ist der gemeinsame Vorschlag unserer Forschungsgruppe Unternehmen und gesellschaftliche Organisation (FUGO): Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung, Marburg 2005

Zu dem zweiten Punkt scheinen mir in der Rückschau an dieser Stelle insbesondere zwei Dinge bedeutsam zu sein:

1. Der transdisziplinäre Charakter der Marxschen Theorie: Die Marxsche „Kritik der Politischen Ökonomie“ kritisierte mit ihrer Aufdeckung von ökonomischen Verhältnissen als Herrschaftsverhältnissen eine ökonomische Wissenschaft, die in ihrer als bürgerlich markierten Normalform zur Ideologie geworden sei.² Insofern die moderne (bürgerliche) Nationalökonomie als notwendig falsches Bewusstsein gesellschaftlicher Verhältnisse markiert wurde, die in der klassenmäßigen Herrschaft des Kapitals über die Arbeit bestehen, handelte es sich bei der Marxschen Theorie um eine kritische Gesellschafts- oder Sozialtheorie³ jenseits fachdisziplinärer Engführung. In heutigen Begriffen würde man insofern vielleicht von einem transdisziplinären Versuch sprechen, in der Rückschau erscheint das höchstens deshalb merkwürdig, weil seinerzeit die fachdisziplinäre Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems speziell im wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Bereich noch nicht so fortgeschritten war, wie dies sich nach Marxens Tod dann recht rasch entwickelte. Tatsächlich war die Marxsche Theorie aber ja auch über die ausdrückliche Auseinandersetzung mit „fachlich“ verschiedenen Theoriesträngen entstanden.⁴
2. Der Einbau der Aufhebung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse in das Theoriegebäude: Die Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie schöpfte aus der damit verbundenen gesellschaftlichen Analyse ein vermeintliches Wissen um den weiteren, quasi-gesetzmäßigen Gang der Dinge. Als Krisen- und Revolutionstheorie diagnostizierte sie die grundsätzliche Unfähigkeit der langfristigen Fortführung der kapitalistischen

2 Vgl. Priddat, B.P.: „Reiche Individualität“ – Karl Marx’ Kommunismus als Konzeption der „freien Zeit für freie Entwicklung“, in (Hrsg.) Pies, I./ Leschke, M.: Karl Marx’ kommunistischer Individualismus, Tübingen 2005

3 Über diese beiden Begriffe lässt sich trefflich streiten. Joas und Knöbl (Joas, H./ Knöbl, W.: Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen, Frankfurt/M. 2004, 11) geben dem Begriff Sozialtheorie den Vorzug mit Hinweis auf die Bindung des Begriffs Gesellschaft an nationalstaatlich verfasste und territorial klar umgrenzte Ordnungen. Im Wissen um deren globalisierungsbedingte Auflösung soll in diesem gleichwohl der eingeführtere Begriff der Gesellschaftstheorie Verwendung finden.

4 Der heute für viele nicht mehr zitierfähige Lenin wies in seinem Text „Drei Quellen, drei Bestandteile des Marxismus“ auf die Genese der Marxschen Theorie aus der Kritik der britischen Politischen Ökonomie, der deutschen idealistischen Philosophie und der französischen politischen Theorie des Sozialismus hin.

Produktionsweise und identifizierte die Akteure, an denen es wäre, die Veränderung in neue gesellschaftliche Verhältnisse zu tragen. Gerade diese Verbindung von analytischem Gehalt und Veränderungsperspektive machte natürlich über Jahre die Attraktivität des Theoriegebäudes aus.

Die politische und wissenschaftliche Verabschiedung von der Marxschen Gesellschafts- und Revolutionstheorie besteht aus einer unendlichen Menge persönlicher und kollektiver Leidensgeschichten des 20. Jahrhunderts, angetrieben durch die Schrecken der stalinistischen Herrschaftsverhältnisse in der Sowjetunion und dann auch in anderen Ländern ebenso wie durch Veränderungen in den kapitalistisch gebliebenen Gesellschaften, die sich nicht zuletzt infolge der dortigen antikapitalistischen Bewegungen auf anderes zubewegten als ihren Zusammenbruch. Für diejenigen, die Ende der 70er/ Anfang der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts ihre Kritik von einer eher klassisch marxistischen auf eine (sozial)ökologische umstellten, war der problematische Gegenstand nicht länger die Vertiefung kapitalistischer Krisen, sondern die scheinbar ungebrochene Funktionsfähigkeit immer naturzerstörerischer kapitalistischer Verhältnisse und deren offenkundig erfolgreiche Übertragung auf den ganzen Erdball.

Bekanntermaßen gab es und gibt es immer noch trotz wesentlicher Abkehr von dem alten Marxschen Theoriegebäude konzeptionelle Anläufe in kritischer, teils auch ausdrücklich veränderungsorientierter Absicht, die mit im Kern digitalen Schablonen arbeiten:

- alle Versuche, gleichsam unterhalb des theoretisch und praktisch revolutionären Kerns der Marxschen Theorie den Dualismus von Kapital und Arbeit(nehmern) für die Beschreibung von und den Umgang mit Gesellschaft aufrechtzuerhalten⁵,
- alle Versuche, auf gehobenem sozialwissenschaftlichem Niveau Theoriekonfigurationen zu konstruieren, die über andere Dualismen die Lagermentalität Gut gegen Böse zu perpetuieren vermögen⁶,

5 Viele dieser Versuche waren in den vergangenen Jahrzehnten häufig mit einem – für den Verfasser dieses Textes unverständlichen – praktischen und wegen mangelnder kritischer Analyse auch theoretischen Kotau vor den Spitzen der gewerkschaftlichen Funktionsapparate verbunden.

6 Unabhängig von Habermas' Intentionen gilt das für viele Anwendungen der Kategorien von System und Lebenswelt. In dem aktuell wieder anschwellenden Diskurs über Wirtschafts- und Unternehmensethik gilt dies übrigens auch, nämlich in den nicht wenigen

- praktisch-politisch vor allem in den vergangenen 80er Jahren die Versuche, die so bezeichneten neuen sozialen Bewegungen zum substituierenden Subjekt für die „verloren gegangene“ Arbeiterklasse auszuzeichnen,
- international und weiterhin durch immer wieder vorgetragene Vorschläge, das, was mit Globalisierung markiert wird, als Prozess zu verstehen, der zur verschärften Herausbildung zweier Lager führt.⁷

Weil die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften gegenüber der unendlichen Fülle des wirklichen gesellschaftlichen Geschehens konstitutiv darauf angewiesen sind, Reduktion von Komplexität zu betreiben⁸, ist die Neigung zu in der Folge problematischen Dualismen (man könnte auch sagen: zur Digitalisierung der eigenen Theorie) als Risiko grundsätzlich angelegt.

Dieses Risiko, nein, präziser: die Vernachlässigung dieses Risikos scheint mir auch in der Luhmannschen Systemtheorie angelegt zu sein, die Alexander aus vielen natürlich auch guten Gründen so hoch schätzte. Der einerseits völlig richtige Blick auf die funktionale Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme unter den Bedingungen der Moderne transportiert die Gefahr, die Wahrnehmung der Beziehungen zwischen den verschiedenen Teilsystemen zu sehr aus den Augen zu verlieren. Tendenzen, die bisweilen unter dem Stichwort „Ökonomisierung der Gesellschaft“ bezeichnet werden und Verschiebungen im Machtgefüge der verschiedenen Teilsysteme zueinander annoncieren, können auf diese Weise nicht das für die eigene Analyse angemessene Gewicht gewinnen. Und direkt digital wird dieses Problem der Abschottung gegenüber anderem als Stilmittel der Luhmannschen Theoriebildung fortgesetzt, wenn den identifizierten Systemen unterzogen wird, vor allem über binäre Kodierung zu funktionieren.

Das, was doch kontingent konkret-historisch geworden ist, gewinnt so eine eigentümliche über-historische Starre. Die Arbeit an Innovation, Veränderung und Wandel wird auf diese Weise unnötig erschwert.⁹ Wenn wir nicht

Schriften und Debatten, wo durch schlechte Allgemeinheit in die Ethik alles Gute hineingelegt wird und in die Ökonomie alles Schlechte.

7 Der besonders verbreitete publizistische Versuch von Hardt, M./ Negri, A. (Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt/ M. 2002) stellt entsprechend dem Empire die Multitude gegenüber.

8 Erich Gutenberg, der klassische Wegbereiter der deutschen Betriebswirtschaftslehre im 20. Jahrhundert, bezeichnete das als Übergang vom Erfahrungs- zum Erkenntnisobjekt.

9 Es belegt die große und keineswegs selbstverständliche intellektuelle Redlichkeit von Alexander Krafft, wie er sich in unserem FUGO-Band gemeinsam mit Günter Ulrich

nur als diffuse Sehnsucht, sondern durchaus auch im Kontext wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Untersuchungen die Vergänglichkeit nach vorn genauer in den Blick bekommen wollen, dann kann der Wert geschichtlicher Erinnerung¹⁰ und Rekonstruktion überhaupt nicht hoch genug geschätzt werden. Die Vorläufigkeit dessen, was ist, lässt sich aus vielen wirtschaftshistorischen Arbeiten teils aus durch Marx inspirierten Kontexten, teils auch anderen wie von Polanyi¹¹ immer wieder gut lernen.

Vielleicht lässt sich das an einer der wichtigen Arbeiten von Albert Hirschman¹² besonders gut zeigen. Hirschmans Analyse zeigt ja auf, dass die Entfaltung einer sehr besonderen Idee von rationalen Interessen¹³ konstitutiv ist für die Selbstbeschreibung der modernen kapitalistischen Gesellschaften. Gefühle und Leidenschaften sollen aus der einzelwirtschaftlichen Kalkulation ebenso außen vor bleiben wie aus der als selbstregulierender Mechanismus vorgestellten Interaktion der ökonomischen Partner zwischen Angebot und Nachfrage. Während zahlreiche Konzeptionen der ökonomischen Theorie weiterhin der Maxime folgen, mit dem Als-ob-Konstrukt des homo oeconomicus am besten sehen zu können, schärft die Rekonstruktion Hirschmans den Blick auf das unterdrückte Andere. Und wenn sich dieser Blick hinreichend öffnet, kann gesehen werden: dieses Andere lässt sich gar nicht länger mit Erfolg unterdrücken.

Es ist ja nichts weniger als der Kern des Forschungsprogramms, das Alexander mit uns zu entwickeln begonnen hatte, eben dahingehend genauer hinzusehen, dass sich die kulturellen Aufgeladenheiten und symbolökonomischen Gehalte dessen, was scheinbar so rational ist, für gute wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Untersuchungen nicht länger unterdrücken lassen. In der akademischen Betriebswirtschaftslehre hatte – unter dem Begriff der Organisationskultur – eine solche Diskussion vor zwei Jahrzehnten schon einmal angefangen, allerdings damals noch ganz fixiert auf die unterneh-

(S. 155–209) unter den Titel gebenden Begriffen „Kultur, Kontingenz, Innovation“ an der Luhmannschen Theorie kritisch abarbeitet.

- 10 Zur Selbstvergewisserung von Geschichte und Erinnerung s. die Oldenburger Antrittsvorlesung des Philosophen Johann Kreuzer, Oldenburg 2004
- 11 Vgl. Polanyi, K.: *The Great Transformation*, Frankfurt/M. 1978 (orig. 1944)
- 12 Gemeint ist hier: Hirschman, A.: *Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, Frankfurt/M. 1977
- 13 Einer sehr besonderen gesellschaftlichen Imagination, wie man terminologisch unter Verweis auf Castoriadis, C.: *Gesellschaft als imaginäre Institution*, Frankfurt/M. 1984, auch formulieren könnte.

mensinternen Beziehungen, und deshalb war sie als theoretisch ergiebige nach einer Reihe von Jahren versackt.¹⁴

Mit dem Programm einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung haben wir damit begonnen, einen neuen Anlauf zu nehmen: fortan interessiert nicht nur „1. die kulturelle Aufladung der betrieblichen Organisation, die sich durch alle relevanten Teilbereiche eines Unternehmens zieht“, sondern auch „2. die kulturelle Einbettung von Unternehmen in ihre gesellschaftlichen Umwelten, dabei insbesondere 3. die kulturelle Aufladung der Beziehungen zwischen Unternehmen und Konsumenten, die sich wiederum 4. in den, den Produkten anhaftenden Bedeutungen widerspiegelt.“¹⁵ Thomas Beschorner u. a. haben das in einem Beitrag unseres Bandes als „Unternehmenskultur II“ bezeichnet, einer meiner eigenen beiden Texte darin ist überschrieben: Unternehmensstrategien sind kulturelle Angebote an die Gesellschaft.

In diesem Sinne würden wir heute, mehr als ein Jahr nach Veröffentlichung unseres Bandes, die eben zitierte Definition unserer Einleitung vermutlich um der Präzisierung willen ergänzen: es geht keineswegs nur um die kulturelle Aufgeladenheiten der ökonomischen Interaktionen hinsichtlich der angebotenen und gekauften bzw. genutzten Produkte und Dienstleistungen. Die ökonomischen Akteure tragen vielmehr insgesamt dazu bei, welche sozialen Praktiken, kulturellen Muster und normativen Orientierungen sich unter konkret-historischen Umständen durchsetzen. Ob es

- insgesamt weiteren Vormarsch der Geiz-ist-geil-Mentalität gibt oder ein Erstarren des Bewusstseins von und für Qualität,
- im Feld der Ernährung weitere Anteilssteigerungen von Fast Food und industriell hoch verarbeiteten Lebensmitteln oder zunehmende Bereitschaft, die für gesunde und hochwertige Ernährung als wichtige Lebensgrundlage notwendigen kulturellen Kompetenzen (wieder) zu gewinnen,

14 Keineswegs versackt ist der managementpraktische Diskurs über Organisationskultur: kaum ein Unternehmen, das nicht zur Hervorhebung seiner positiven Besonderheiten im Wettbewerb gerne von seiner Unternehmenskultur sprechen wollte.

15 Beschorner, Th./ Fischer, D./ Pfriem, R./ Ulrich, G.: Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung. Zur Heranführung, in (Hrsg.) FUGO, Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung, Marburg 2004, S. 11

- in der Freizeit eher weiteres Anwachsen passiv-rezipierender Tätigkeiten gibt oder ein solches von Sport, Reisen, kreativen und kulturellen Eigenaktivitäten,
- im Feld der Mobilität in Zukunft weiter geht mit der Fetischisierung von Automobilen mit hohen Motorstärken und teurem Design oder neue Wege zur Integration verschiedener Verkehrsträger beschritten werden,
- im Bereich von Bildung und Forschung dahin geht, dass kulturelle und geschichtliche Bildung erneut und erst recht zum wichtigen Element gesellschaftlicher Fähigkeitsentwicklung wird oder für eher hinderlich deklariert wird für Exzellenz in naturwissenschaftlich-technischen Wettbewerben,
- gelingt, Zeit wieder mehr mit Muße zu verbinden denn als Faktor zu betrachten, den es einzusparen gilt,
- zu einer Wiederaufwertung räumlicher Nähe und Besonderheiten kommt oder Globalisierung tatsächlich bedeutet, in Beruf und Freizeit dem Jet-setting zu frönen und alle Besonderheiten zu nivellieren,

all dies und vieles mehr markiert höchst unterschiedliche kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten unserer Gesellschaften. Deswegen war und ist immer noch die wirtschaftswissenschaftliche Vereinseitigung des Denkens in Wirtschaftsordnungen¹⁶ so fatal und längst überfällig, „Kapitalismus im Plural“¹⁷ zu denken, nämlich in konkret-historischen Wirtschaftskulturen.

Was folgt daraus für die heutigen Bedingungen der Möglichkeit einer kritischen Theorie der Gesellschaft?¹⁸

Zum einen, dass die Überwindung theoretischer Dualismen und Digitalisierungen, für die vorher argumentiert worden ist, nichts daran ändert, in konkret-historischen Situationen oder Fragen immer wieder parteilich eines gegen anders stellen zu müssen – aus meinen gerade aufgeführten Formulie-

16 Insbesondere in Deutschland über Jahrzehnte begünstigt durch den Kalten Krieg

17 So der Titel von Müller, H.-P.: Kapitalismus im Plural. Für uns aber bitte auf europäisch, in (Hrsg.) Bohrer, K.H./ Seel, W.: Kapitalismus oder Barbarei? Sonderheft Merkur, Stuttgart 2003

18 Das „k“ sei hier bewusst klein geschrieben, um die kontroverse Diskussion um das große K (wozu Alexander einen sehr kritischen Standpunkt hatte) an dieser Stelle nicht zu führen. Eher pragmatisch ist hier nur markiert (a) die kritische Distanz des wissenschaftlichen Beobachters und (b) das beibehaltene Grundverständnis der Einordnung des eigenen wissenschaftlichen Treibens in Bemühungen um die Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse.

rungen zu unterschiedlichen kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten geht das mehr als deutlich hervor.

Zum anderen, dass diese Parteilichkeit sich schon in der wissenschaftlichen Analyse und erst recht dann in der gesellschaftlichen Praxis keine weiteren Lagermentalitäten leisten darf und sich trotzdem, ja sogar erst recht versuchen muss, Geltung zu verschaffen. Das geht in der Praxis nur über ständig neue Koalitionsbildungen und Bündnisse, in der theoretischen Analyse durch möglichst offenes und unvoreingenommenes Schauen auf je spezifische Konstellationen.

Das ist alles andere als ein Plädoyer für theoretische Beliebigkeit. Der kulturwissenschaftliche Ansatz einer ökonomischen Theorie und insbesondere einer Theorie der Unternehmung verkörpert die Chance, Systemtheorien und Handlungstheorien wieder produktiver zusammenbringen zu können, als dies im 20. Jahrhundert über weite Strecken der Fall war. Noch immer fallen ja Theorien mit Ansprüchen von hohem Erklärungsgehalt bei gleichzeitig ausdrücklichem Verzicht auf normative Empfehlungen einerseits und solche Disziplinen wie die Betriebswirtschaftslehre, deren vorherrschende Strömungen blinder Machermentalität gleichsam wissenschaftliche Weihen verleihen, in erschreckendem Maße auseinander. Nach dem Niedergang der marxistischen Theorie scheinen normativ orientierte Ansätze erst recht in Verruf geraten zu sein und scheinbar wertfreie erst recht modern, obwohl wir doch über die Weiterentwicklung konstruktivistischer Überlegungen längst gelernt haben, die Subjektivität, also Parteilichkeit jedweder Beobachtung anzuerkennen und schon von daher nicht mehr zurück können zu Wertfreiheitsmaximen im Stile Max Webers. Durchaus kompatibel mit Giddens' Idee der rekursiven Verkopplung von Handeln und Struktur¹⁹ geht es dem kulturwissenschaftlichen Ansatz in Ökonomie und Unternehmenstheorie darum, beide möglichen Vereinseitigungen zu vermeiden. Und wo die Theorie des homo oeconomicus sich durch zu enge Festlegung auf das Menschenbild des kalkulatorisch-rationalen Menschen Erkenntnisse abschneidet und die Theorie des homo sociologicus zu sehr die Seite der kulturellen Geprägtheiten von Akteuren in ihrem Handeln betont, akzentuiert der kulturwissenschaftliche Ansatz das theoretische Erfordernis, in der Analyse zwischen Struktur und Handeln ständig hin und her zu gehen und vor der Vielfalt menschlicher

19 Wobei Giddens bemerkenswerterweise zur Entfaltung dieser Argumentationsfigur bei einem Satz von Karl Marx seinen ausdrücklichen Anfang wählte.

Handlungsdimensionen wie Geprägtheiten nicht zu früh die Augen zu verschließen. Man kann nicht ständig alles sehen, der wissenschaftliche Blick muss aber flexibel genug eingestellt werden, um echte Erkenntnisgewinnung zu gewährleisten.

Dass Unternehmer nicht nur Zwangsvollstrecker sind für kapitalistische Sachlogiken, sondern mögliche Strategen in eine kontingente Zukunft hinein, habe ich irgendwann gelernt und bin darüber mit Freude Betriebswirt geworden. Dass das Aufeinandertreffen von Soziologie und Betriebswirtschaftlehre ein intellektuell und emotional hoch anregendes Unternehmen ist, habe ich in den letzten Jahren nicht zuletzt von Alexander gelernt.

Eberhard Schmidt

Ungleiche Partner

1 Coalition building zwischen Gewerkschaften und NGOs

Seit Beginn der neunziger Jahre bemühen sich die Gewerkschaften auf nationaler und transnationaler Ebene verstärkt um soziale Dialoge mit anderen Akteuren der Zivilgesellschaft, vornehmlich im Bereich der Nachhaltigkeitspolitik, d.h. zur Durchsetzung sozialer und ökologischer Standards in der Arbeitswelt. Diese anfänglich auf Kontakte der Spitzenorganisationen begrenzten sozialen Dialoge haben inzwischen in einigen Fällen zu Koalitionen mit netzwerkartigen Strukturen geführt, die eine aktive Gestaltungspolitik verfolgen.

Nun ist „coalition building“ für die Gewerkschaften keine ganz neue Angelegenheit. Diejenigen Gewerkschaften, die von jeher mit einem Anspruch zur Vertretung von Arbeitnehmerinteressen aufgetreten sind, der sich nicht auf die Erhöhung der Einkommen ihrer Mitglieder beschränkt hat, haben schon immer nach Bündnispartnern in der Zivilgesellschaft gesucht, um ihre gesellschaftspolitischen Forderungen zur Verbesserung der Lage der Arbeitnehmer erfolgreicher durchsetzen zu können.

Eine neue Situation für die Gewerkschaften, die ein vermehrtes coalition building nahe legt, verdankt sich mehreren Faktoren. Extern, im Umfeld der Gewerkschaften, spielt die gewachsene Bedeutung der Nicht-Regierungsorganisationen, im Gefolge des Aufschwungs der sogenannten neuen sozialen Bewegungen, eine wichtige Rolle. Dies korrespondiert mit der Bereitschaft des kooperativen Staates, den Organisationen der Zivilgesellschaft (Umwelt- und Verbraucherverbänden, Dritte-Welt-Initiativen, Menschenrechtsorganisationen, Frauen- und Minoritätengruppen) ein verstärktes, wenn auch begrenztes Recht auf Mitwirkung an den politischen Entscheidungsprozessen zu gewähren. Die Akkreditierung und teilweise auch eine materielle Unterstützung durch Regierungen, die Europäischen Kommission oder die Verein-

ten Nationen verleiht den Nicht-Regierungsorganisationen einen Konsultativstatus, der sie gewissermaßen auf die gleiche Ebene wie Gewerkschaften hebt und ihnen eine mehr oder weniger erfolgreiche Lobbyarbeit ermöglicht. Andererseits wird den NGOs damit aber auch die interne Struktur von professionalisierten Organisationen aufgezwungen, die sie für ein coalition building partnerfähig macht. Gewerkschaften finden Partner mit einem Funktionärskörper vor, der dem eigenen zumindestens ähnlich ist. Schließlich schafft die Herausbildung von global governance Systemen in verschiedenen politischen Handlungsfeldern einen Rahmen, in dem die Gewerkschaften auf der internationalen Politikarena als eine Nicht-Regierungsorganisation unter vielen wahrgenommen wird, die auf Bündnispartner angewiesen ist, will sie dort ihre Ziele durchsetzen.

Intern müssen Gewerkschaften zudem feststellen, dass die Diversifizierung der Mitgliedschaft zunimmt. Unterschiedliche Interessen, die sich in der Arbeitnehmerschaft herausbilden, verlangen nach Repräsentation. Das hat z.B. zur Folge, dass die Organisationsgrenzen durchlässiger werden für Themen, die auch von NGOs artikuliert werden, und dass deren Problemlösungsvorschläge und Aktionsformen in die Gewerkschaften hineinwirken (vor allem im Bereich der Jugend, der Frauen, der Migranten). Es treten damit auch vermehrt „Brückenpersonen“ auf, die in beiden Organisationskulturen zu Hause sind und sich für Bündnisse aussprechen wo sie win-win Situationen vermuten.

Diese neue Konstellation wirft eine Reihe von Fragen und Problemen für Gewerkschaftspolitik auf, denen im folgenden nachgegangen werden soll. Zunächst ist zu klären, welche Motive Gewerkschaften veranlassen können, soziale Dialoge mit NGOs aufzunehmen und coalition building zu betreiben. Dabei werden im Anschluss an Frege solche Koalitionen definiert „as involving discrete, intermittent, or continuous joint activities in pursuit of shared or common goals between trade unions and other non-labour institutions in civil society, including community, faith, identity, advocacy, welfare and campaigning organizations“ (Frege et al 2004: 138). Zu fragen ist also: Welche Vorteile versprechen sich Gewerkschaften davon, solche Bündnisse einzugehen? Haben sie dafür Strategien entwickelt und verfügen sie über die erforderlichen Instrumente? Zu untersuchen ist, welche Formen von coalition building bislang erprobt wurden und wie sich das nach den Ebenen politischen Handelns differenziert? Um welche Gehalte und politischen Gestaltungsfelder geht es dabei vornehmlich? Welche Risiken treten für die Ge-

werkschaften auf und welche internen wie externen Widerstände sind zu überwinden? Was sind schließlich die Bedingungen für erfolgreiche Koalitionen?

Bislang liegen nur wenige empirisch belegte Untersuchungen zu dieser Thematik vor. Ich stütze mich bei den folgenden Ausführungen vor allem auf die Arbeiten von Carola Frege et al. (2004), Sabine Krüger (2002), Martin Behrens et al. (2002) und Dan Gallin (1999).

2 Erwartete Vorteile beim coalition building mit NGOs

Gewerkschaften lassen sich auf coalition building aus vielfältigen und unterschiedlichen Motiven ein. Es müssen Vorteile für die Mitglieder und die Organisation zu erwarten sein, damit die Gewerkschaft den nicht risikofreien Prozess der Bildung von Allianzen mit fremden Organisationen einget. Es kann zu recht vermutet werden (Frege 2004: 146), dass die schwindende Gestaltungsmacht der Gewerkschaften, angesichts der weltweiten neoliberalen Offensive ihrer Gegenspieler, die Bereitschaft zur Öffnung für Koalitionen mit NGOs gestärkt hat. Gewerkschaften sind für die Durchsetzung von Zielen, die über unmittelbar tarifpolitische Abschlüsse hinausgehen, aber auch vermehrt auf neue Bündnispartner angewiesen, nachdem die Bindungen an die traditionellen Alliierten, die Sozialdemokratischen Parteien, zu erodieren beginnen. Eine Ausdehnung der Reichweite des gewerkschaftlichen Handelns auf Sektoren, die Arbeitnehmerinteressen berühren, etwa im Umwelt- und Gesundheitsbereich oder bei der Verstärkung der Rechte von Frauen und ethnische Minoritäten, lässt die entsprechenden NGOs zu natürlichen Bündnispartnern werden, wenn bestimmte Bedingungen (über die noch zu sprechen ist) berücksichtigt werden. Gewerkschaften können sich in diesen Bereichen, die oft bereits von anderen Organisationen erfolgreich besetzt worden sind, einen Vorteil durch die Nutzung von Ressourcen der Partner erwarten, sei es bei der Mobilisierung für gemeinsame Ziele, beim Zugriff auf Expertenwissen oder auf sonstige Kapazitäten, die dort vorhanden sind. Hand in Hand damit können auch Legitimationsgewinne in der Öffentlichkeit gehen. Das hohe Ansehen und die Glaubwürdigkeit vieler NGOs von amnesty international über Greenpeace bis zu kommt immer auch dem Bündnispartner Gewerkschaften zu gute, der im öffentlichen Ranking meistens deutlich hinter diesen Verbänden anzutreffen ist. Das kann sich schließlich auch positiv auf den Zugang zu neuen, bisher den Gewerkschaften eher gleichgültig oder ablehnend gegenüber stehenden Arbeitnehmern auswirken.

Unter diesen Aspekten stellen sich Prozesse des coalition building zunächst einmal für die Gewerkschaften positiv dar und es verwundert nicht, dass viele Gewerkschaften von dieser Möglichkeit, für die Durchsetzung ihrer politischen Ziele auf diese Weise Unterstützung zu gewinnen, in jüngster Zeit vermehrt Gebrauch gemacht haben.

3 Hemmnisse auf dem Weg zu erfolgreicher Kooperation

Dabei darf aber nicht verkannt werden, dass die Kooperation zwischen Gewerkschaften und NGOs nicht von vorneherein erfolgversprechend ist. Beide Akteure sind sehr unterschiedlichen Traditionen verhaftet, haben verschiedene Organisationskulturen und Aktionsformen ausgebildet, die eine Zusammenarbeit oft schwierig erscheinen lassen. Gewerkschaften sind aus einer Kultur der Solidarität entstanden, im Kampf für soziale Veränderungen, während viele NGOs der Kultur von „charity and philanthropy“ entstammen, die Mittel- und Oberschichtcharakter hat und in einer top down Orientierung auf „welfare and basic needs“ ihrer Klienten zielt (Gallin 1999: 16).

im Laufe ihrer Entwicklung haben Gewerkschaften stark institutionalisierte Organisationen mit zeitlich längeren, formalisierten, demokratischen Entscheidungswegen entwickelt, obwohl ihre Organisationsstruktur oft auch hierarchische Züge trägt. NGOs verarbeiten in der Regel Informationen rascher, Entscheidungen werden schneller gefällt, die Strukturen sind entweder basisdemokratisch oder ähneln dem Typus Unternehmen, wo sie sich weniger auf Mirtgliedschaft, als auf Förderer und Sponsoren stützen .

Wechselseitige Wahrnehmungen kritisieren daher entweder den Aktionismus und die Unprofessionalität der NGOs oder die bürokratische Unbeweglichkeit des gewerkschaftlichen „Tankers“. In ihren Aktionen setzen die NGOs vor allem auf Kampagnen und spektakuläre, aber oft punktuelle Demonstrationen, während Gewerkschaften strategisch langfristiger orientiert sind, Verhandlungen bevorzugen und Streiks oft nur als ultima ratio einsetzen, wenn sie der Unterstützung ihrer Mitglieder gewiss sein können.

Dazu kommen Unterschiede in den finanziellen und personellen Ressourcen zwischen großen Mitgliedsorganisationen wie den Gewerkschaften und oft kleinen, auf Förderer und Sponsoren angewiesenen NGOs. Auch die unterschiedlichen Kommunikationsstile und Habitusdifferenzen bedeuten Hemmnisse für gemeinsames Handeln. Vereinfacht gesagt: die eher mittelschicht-geprägten und diskursiv orientierten NGO-Vertreter, die sich als Moderato-

ren verstehen, sehen sich zumindestens auf der nationalen und regionalen Ebene oft Funktionären gegenüber, die in der Arbeitswelt wurzeln und nicht selten noch in dichotomischen Weltbildern denken, die sie den Mitgliedern in pädagogischer Weise vermitteln wollen.

Schließlich differieren vor allem auch die Problemwahrnehmungen und Situationsdeutungen beträchtlich. Orientieren sich die NGOs in ihren Handlungen vornehmlich an allgemeinen moralischen Standards wie der Gerechtigkeit zwischen den Menschen der Ersten und Dritten Welt, der Gerechtigkeit zwischen den Generationen oder der Versöhnung zwischen Mensch und Natur, sind die Gewerkschaften, ohne diese Wertvorstellungen völlig zu ignorieren, doch eher den unmittelbaren, oft im nationalen Rahmen definierten Interessen ihrer Mitglieder an Arbeitsplatzsicherung sowie der Verbesserung der Einkommenssituation und der Arbeitsbedingungen verpflichtet.

Entsprechend verliefen die Phasen der Annäherung zwischen den potentiellen Bündnispartnern durchaus nicht konfliktfrei. Am deutschen Beispiel, das aber nicht ganz untypisch ist, lässt sich eine Entwicklung ablesen, die von wechselseitiger Ignoranz über Konfrontation bis hin zu ersten Schritten der Kooperation reicht, die immer wieder von Phasen der Stagnation unterbrochen wurden, um gegenwärtig in einen (nimmt man die Chemie- und Bergbaugewerkschaft aus) wechselseitigen Respekt zu münden, der zu gemeinsamen öffentlichen Erklärungen in wichtigen politischen Fragen, die beide Partner betreffen, führen kann und zu vereinzelt Kooperationsprojekten, gemeinsamen Kampagnen und der Bildung von sozial-ökologischen Netzwerken, vor allem auf der transnationalen Ebene.

Entscheidend für die Annäherung waren dabei Wendepunkte wie die allmähliche Veränderung der Sichtweise der NGOs im Zuge der internationalen Debatte um eine nachhaltige Entwicklung seit der Rio-Konferenz 1992 oder die erfolgreiche Kampagne von NGOs und Gewerkschaften gegen das geplante Multinationale Investment Abkommen (MAI). Aber auch ökologische Katastrophen à la Bhopal, Seveso oder Sandoz haben die Annäherung beschleunigt. Das Ernstnehmen der sozialen Dimension ökologischer Probleme hat dazu geführt, dass diejenigen NGOs, die diese Wende vollzogen haben, als Bündnispartner für Gewerkschaften in Frage kamen. Umgekehrt hat bei vielen Gewerkschaften ein Lernprozeß eingesetzt, der die Bedeutung ökologischer Risiken und Gefährdungen für die Lage der Arbeitnehmer in einem neuem Licht erscheinen ließ.

4 Typologie des coalition building

Im Lauf der neunziger Jahre ist es deshalb auf den verschiedenen politischen Ebenen zu unterschiedlichen Formen gelungener Kooperation gekommen, die sich nach verschiedenen Kriterien einordnen lassen.

Frege et al. (2004: 141-145) unterscheiden drei Typen nach der jeweiligen Position der Gewerkschaften:

- vanguard coalitions, bei denen die Gewerkschaften bei anderen Organisationen mit ihren fortschrittlichen Zielen Unterstützung und Solidarität finden,
- common cause coalitions, in denen sich die Interessen der Partner ergänzen und oft gemeinsame Dachorganisationen gebildet werden, sowie
- integrative coalitions, die sich dadurch auszeichnen, dass Gewerkschaften bestimmten nicht in der Arbeitswelt verankerten Organisationen ihre Unterstützung anbieten, weil gemeinsame Werte und Interessen geschützt werden sollen.

Darüberhinaus lassen sich die Koalitionen auch nach der jeweiligen Interaktion mit dem Staat unterscheiden, als

- coalitions of influence, die gemeinsame Lobbytätigkeit mit anderen „insider“-Organisationen ausüben, oder als
- coalitions of protest, die versuchen, gemeinsam Druck auf staatliche Institutionen auszuüben, um neue oder veränderte Regulierungen und Standards zu erreichen.

S. Krüger (2002: 228-232) differenziert am deutschen Beispiel nach den Netzwerktypen der Koalitionen und rangiert sie in eine Reihenfolge von Komplexitätssteigerung ein:

- Am Anfang stehen diskursive Netzwerke, Dialogprozesse, die schwach vernetzt sind, temporär und austauschorientiert, in Form von Konferenzen oder gemeinsamen Foren sich ausdrücken.
- Es folgen Issue-Netzwerke, Kampagnen und Projekte, die aus konkreten Anlässen, themenzentriert entstehen und zeitlich befristet sind, mit verbindlichen Zielen versehen, wie die Forest Stewardship Campaign, die Clean Clothes Campaign oder die Blumenkampagne.
- Schließlich bilden sich in seltenen Fällen auch policy communities, Akteursnetzwerke, die kontinuierlich, zeitlich unbegrenzt und stark ver-

netz arbeiten, wie Transfair, ein Zusammenschluss von Initiativen für einen gerechten Handel mit den Ländern der Dritten Welt.

Die issues, die das größte Potential für Dialoge und Koalitionen enthalten, sind diejenigen, bei denen die Partner universale Prinzipien teilen, wie die Bekämpfung sozialer Diskriminierung und Verelendung, die Abwehr von Gesundheitsgefahren und Umweltzerstörung, der Einsatz für Menschenrechte, die Verbesserung von Bildungschancen etc. Handlungsfelder dieser Koalitionen differieren aber stark nach den verschiedenen, branchenmäßigen, nationalen oder internationalen Problemstellungen. Außerdem macht es einen Unterschied, ob große Dachverbände der Gewerkschaften langfristig in der Arbeit mit NGOs engagiert sind, oder ob sich einzelne Industrie- oder Dienstleistungsgewerkschaften mit NGOs zu punktuellen Aktionen zusammenfinden.

Zu den erfolgreichen Kooperationsprojekten, die sich verstetigt haben, zählt etwa die Clean Clothes Campaign, die 1990 in den Niederlanden startete mit dem Ziel, die Arbeitsbedingungen der Textilarbeiterinnen weltweit zu verbessern. Hier engagierten sich Gewerkschaften, Verbraucherverbände, Frauenorganisationen, Solidaritätskomitees und andere NGOs. Mittlerweile ist die CCC ein nahezu weltweit agierendes Netzwerk, das beachtliche Erfolge bei der Eindämmung von sweat shop erreicht hat. Im Bereich der Entwicklungspolitik gibt es in vielen europäischen Staaten, aber auch etwa in Kanada, langfristig arbeitenden Plattformen, die NGOs und Gewerkschaften zusammenführen, um effektive Lobbyarbeit auf diesem Gebiet zu leisten. Ähnliches gilt für den Umweltsektor und Aktivitäten im Bereich der Durchsetzung von Menschenrechten. Auf der europäischen Ebene arbeitet der EGB mit dem EEB, dem europäischen Büro der Umweltverbände, zusammen.

Weitere Beispiele finden sich bei Gallin (1999: 6-16), Frege et al. (2004: 140-145), Behrens et al. (2002: 28-32), Krüger (2002:318-326).

Als Erfolgsbedingungen für das coalition building zwischen Gewerkschaften und NGOs kristallisieren sich dabei eine Reihe von Faktoren heraus:

Neben der Verfügbarkeit von adäquaten Partnern, die gefunden werden müssen, sind Aspekte wie wechselseitige Akzeptanz der unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollen bei Übereinstimmung in den grundlegenden Zielen von Bedeutung. Prozesse der Vertrauensbildung erfordern dabei oft längere Zeiträume der Kommunikation. Wichtig ist es, Orte der Vernetzung zu

schaffen, an denen die prekäre Balance von Dialog und Konfrontation erprobt werden kann. Der Einsatz von entsprechenden finanziellen und anderen organisatorischen Ressourcen muss den Zwecken angemessen sein und dem jeweiligen Vermögen der Partner entsprechen. Die Präsenz von Brücken-Personen in den jeweiligen Partnerorganisationen kann ebenfalls für den Erfolg der Kooperation eine erhebliche Bedeutung haben. Schließlich sind politische Gelegenheitsstrukturen, z.B. entsprechende governing-Institutionen von Belang, wozu vor allem die Bereitschaft staatlicher oder suprastaatlicher Institutionen zählt, Mitwirkungsmöglichkeiten an Entscheidungsprozessen für Gewerkschaften und NGOs anzubieten.

5 Grenzen des coalition building

Die Grenzen des coalition building zeigen sich nicht nur dort, wo die oben erwähnten Erfolgsbedingungen gar nicht oder nur unzureichend gegeben sind. Darüber hinaus setzen die unterschiedlichen Organisationsziele, Handlungsfelder und Rollendefinitionen eine nicht zu vernachlässigende Schranke. Gewerkschaften, die primär betriebsbezogen handeln, vereinigen in ihrer Mitgliedschaft im Gegensatz zu den NGOs in der Regel Gewinner und Verlierer von Modernisierungsprozessen in ihren Reihen. Sie müssen bei allen politischen Entscheidungen berücksichtigen, wie sie mit den Konsequenzen umgehen, die dies für Mitgliedergruppen hat, die von den Entscheidungen negativ betroffen sind. Beispielsweise können in Klimaschutzbündnissen Arbeitsplätze in traditionellen emissionsstarken Industriebereichen in Gefahr geraten, wenn die Steigerung der Produktion aus regenerativen Energiequellen das Ziel ist. Hier müssen Gewerkschaften Ausgleichsmaßnahmen mitbedenken und mühsame Überzeugungsarbeit leisten, um nicht Mitglieder zu verlieren.

Gewerkschaften handeln zudem nach wie vor wesentlich in nationalstaatlichen Grenzen, die ihnen den Rahmen setzen für Tarif- und Sozialpolitik, während NGOs, die unmittelbarer an globalen Gerechtigkeitsstandards orientiert sind und als „moralische“ Akteure handeln, diese Grenzen sehr viel leichter transzendieren. Gewerkschaften sind generell, im Gegensatz zu vielen NGOs, nicht grundsätzlich anti-globalistisch, sondern verfolgen zumeist das Ziel, soziales Dumping zu verhindern. Dafür brauchen sie staatliche Rückendeckung und können deshalb nicht im gleichen Maße konfrontativ auftreten wie NGOs, die hier weniger Rücksicht nehmen müssen. Ob Dialoge und Verhandlungen oder Boykottmaßnahmen im Einzelfall angemessen

sind, kann zum Konflikt zwischen den Partnern führen. Auch ist immer mit Spaltungsversuchen der Gegenseite zu rechnen, die versucht, einen der Partner aus dem Bündnis durch spezielle Zugeständnisse zu lösen.

Die Konkurrenz von Gewerkschaften untereinander und dadurch bedingt die mangelnde Durchsetzungsfähigkeit der Dachverbände, kann ein weiteres gravierendes Hemmnis bilden. Einzelne Gewerkschaften, in Deutschland etwa die IGBCE (die Chemie und Bergbaugewerkschaft), lehnen Bündnisse mit NGOS generell ab und orientieren sich bei politischen Fragen auf Abstimmungen mit dem zuständigen Arbeitgeberverband. Das macht eine zentrale Bündnisstrategie schwieriger.

Risiken können den Gewerkschaften aber auch entstehen, wenn NGOs versuchen, deren Funktion zu substituieren, und eigenständig in arbeitspolitische Konflikte eingreifen. Das geschieht etwa, wenn NGOs als Verhandlungspartner von Unternehmen beim Abschluss von codes of conduct auftreten, ohne die lokalen oder nationalen Gewerkschaftsorganisationen als legitime Vertreter der Interessen der betroffenen Arbeitnehmer in diese Prozesse mit einzubeziehen (Compa 2001) oder gar das Recht auf die Bildung von Gewerkschaften als versteckten Protektionismus seitens der Gewerkschaften aus den industrialisierten Ländern kritisieren.

6 Perspektiven der Kooperation

Trotz dieser nicht zu unterschätzenden Schranken beim Versuch des coalition building zwischen Gewerkschaften und NGOs sind beide Partner, wollen sie Einfluß nehmen auf Regierungen und supranationale Institutionen oder der Politik des Managements transnationaler Konzerne Alternativen entgegensetzen, auf Koalitionen angewiesen. Voraussetzung dafür ist aber eine kontinuierliche Kommunikation der Partner und der Aufbau von permanent arbeitenden Netzwerken. Den Gewerkschaften fällt dies auf internationaler Ebene offenbar leichter, weil sie hier nur ein relevanter Akteur unter anderen sind und aus eigener Kraft zuwenig bewirken können. Außerdem bieten die auch von den meisten NGOs geteilten ILO Kernnormen eine gute Grundlage für Kooperation. Die in der ILO Declaration on Fundamental Principles and Rights at Work (1998) niedergelegten grundlegenden Arbeiterrechte werden von den NGOs mittlerweile ebenfalls als Teil der Menschenrechte begriffen und können so die Basis für Zusammenarbeit bieten.

Eine perspektivreiche Kooperation hat sich vor allem auf dem Feld der Durchsetzung von Corporate Social Responsibility (CSR) angebahnt. Als UN Generalsekretär Kofi Annan 1999 den sogenannten „Global Compact“ ins Leben rief, eine Initiative, die Unternehmen, Gewerkschaften und NGOs zusammenführte, um die soziale Verantwortung von weltweit agierenden Konzernen gegenüber ihren Beschäftigten und den Ländern, in denen sie tätig sind, in konkretes Handeln umzusetzen, waren sich Gewerkschaften und NGOs einig, dass es darum gehen müsse, Mechanismen der Rechenschaftslegung (accountability) zu entwickeln, an den die Aktivitäten der Unternehmen gemessen werden können. Ansonsten bestehe die Gefahr, dass CSR sich nur als ein neues public relations Instrument der Konzerne erweise, mit dem sie ihr angeschlagenes Image zu verbessern suchen.

Der Weltgipfel für Nachhaltigkeit und Entwicklung in Südafrika (2002) vertiefte dann die Kooperation von Gewerkschaften und NGOs in der Auseinandersetzung mit den transnationalen Konzernen und ihren Verbänden um die Verpflichtung der Unternehmen zu bindenden Regulierungen bei der Einführung von CSR in das Unternehmensmanagement. Seit 2003 sind *UN Norms on the Responsibilities of Transnational Corporations and other Business Enterprises with Regard to Human Rights*, in der Diskussion, die nach Ansicht von Experten “bring together a range of obligations drawn from existing international human rights, labour and environmental conventions and are widely regarded as a first step towards binding regulation and monitoring of TNC activities by UN bodies, backed by national enforcement” (M. Koenig-Archibugi, 2004, p.26). Ungleich dem Global Compact sind die UN Norms nicht eingeschränkt durch Klauseln, die ihre nicht-regulatorische Natur hervorheben.

Die internationalen Gewerkschaftsverbände, der Internationale Bund Freier Gewerkschaften (ICFTU) und die Berufssekretariate, die sich seit einiger Zeit folgerichtig Global Unions nennen, sind gut beraten, wenn sie bei ihrem weiteren Vorgehen auf diesem Feld die Unterstützung der NGOs in Anspruch nehmen. Allerdings fehlen den Gewerkschaften auf internationaler Ebene nach wie vor ausreichende Ressourcen, Kompetenz und eine strategische Abstimmung zwischen den Organisationen aus den verschiedenen Kontinenten und Regionen. Der Mangel an Abgabe von Entscheidungskompetenzen und Ressourcen von der nationalen an die supranationale Ebene bleibt die entscheidende Schwäche der internationalen Gewerkschaftsbewegung. Sie erschwert auch das Geschäft des coalition building.

Literatur

- Behrens, M., Fichter, M. and C. Frege (2002) Unions in Germany: groping to regain the initiative, ILO DP/131/2002, Geneva: ILO.
- Compa, L. (2001) Wary Allies in The American Prospect Online Jul 1.2001.
- Frege, C., Heery, E. and L. Turner (2004) The new solidarity? Trade Union coalition building in five countries in Frege, Carola and Kelly, John (eds.) Varieties of unionism. Struggles for union revitalization in a globalizing economy, Oxford: Oxford University Press
- Gallin, D. (1999) Trade Unions and NGOs in social development – a necessary partnership, Geneva: Global Labour Institute. www.global-labour.org/trade_unions_and_ngos_unrisd.htm
- Koenig-Archibugi, M. (2004), Transnational Corporations and Public Accountability, in: Government and Opposition, Oxford, UK
- Krüger, S. (2002) Nachhaltigkeit als Kooperationsimpuls. Sozial-ökologische Bündnisse zwischen NGOs und Gewerkschaften, Münster: Westfälisches Dampfboot
- Meckling, Jonas (2003), Netzwerk-governance. Corporate Citizenship und Global Governance, WZB, Berlin, DP 2003-006, Berlin
- Müller, T., Platzer, H-W., Rüb, S. (2003), Globalisierung und gewerkschaftliche Internationalisierung – Zur Politik der Global Union Federations, in: WSI Mitteilungen, 11(2003), S.666-672, Düsseldorf
- Scherrer, Ch. (2002) Von den NGOs lernen? Wie Gewerkschaften den Prozess der Globalisierung beeinflussen können, in Scherrer, Christoph (ed) Global Governance: Gewerkschaften und NGOs – Akteure für Gerechtigkeit und Solidarität, Hamburg: VSA (Otto Brenner Stiftung)

Alfred Tacke

Vom Elend des Reformierens: eine Antwort

Lieber Alex,

die Protagonisten der Debatte um die Notwendigkeit, den Umbau des Wirtschaftssystems und der sozialen Sicherungssysteme abzuschwächen, gehen immer noch von einer Fiktion aus: Der Fiktion der überragenden Stärke und Präsenz der deutschen Wirtschaft mit ihren Industrie- und Dienstleistungsprodukten in den globalen Märkten. Diese Annahme ist völlig falsch. In vielen Bereichen haben uns in den Dienstleistungssektoren, bei den innovativen Konsumelektronik- und Softwareprodukten und natürlich auch im industriellen Sektor andere Produzenten aus amerikanischen und asiatischen Regionen längst überholt und bestimmen den technologischen Trend. Im Bereich der Investmentbanken sind es die amerikanischen Unternehmen, im Bereich der Software sind es Unternehmen wie Microsoft, Peoplesoft und Oracle und im Bereich der Elektronikproduktion sind es Unternehmen wie Samsung, Sony, Huawei und Cisco. Daher gibt es weder einen Übergang von der Industrie zur Dienstleistungsgesellschaft noch einen Weg zurück von der Dienstleistungs- zur Industriegesellschaft. Es ist ein globaler Wettbewerb um alle Sektoren der Produktion und Dienstleistung.

Dieser enorme Verlust an intelligenter Wertschöpfung – Ausnahmen sind im Softwarebereich Firmen wie SAP oder im Automobilbereich Unternehmen wie BMW – macht deutlich, dass wir unter einem enormen Globalisierungsdruck stehen, nicht nur um Arbeitsplätze mit niedrigen Kosten, sondern auch um wissensbasierte Arbeitsplätze, die zunehmend in den „Pacific Rhim States“ angesiedelt werden. So produktiv kann ein Bankanalyst in Frankfurt gar nicht sein, dass er 150.000 Euro wert ist im Verhältnis zu einem Bankanalysten in Bangalore, der 15.000 Euro verdient. Über die Arbeitszeiten haben wir vielfach gesprochen, aber es ist nicht nur die Differenz zwischen 1600 Stunden in Deutschland und 2000 Stunden in den USA, sondern zu 2500 Stunden in China oder anderen asiatischen Ländern. Es kommt darauf an, nicht nur *genauso* intelligente, nicht nur innovative Produkte schnell im

Markt voran zu bringen, sondern vor allem auch die Produktions- und Servicekapazitäten über das gesamte Jahr zu nutzen. Dies macht deutlich, dass wir uns im Leistungsvergleich zu unseren globalen Wettbewerbern in einer Krise befinden. Dies gilt allerdings nicht nur für die Bundesrepublik Deutschland, sondern für alle westeuropäischen Länder.

Es macht wenig Sinn, dass wir uns bemühen, Dinge zu tun, in denen wir wesentlich schlechter sind oder andere die Marktplätze beherrschen, wie etwa in der Konsumelektronik. Allein in Korea werden zweistellige Milliardenbeträge pro Jahr in den Ausbau der Flachbildschirmtechnologie investiert, während bei uns die alten Fabriken für traditionelle röhrenbasierte Systeme geschlossen werden. Die Konvergenz der Medien, das Zusammenwachsen von Laptop und Fernseher und das Zusammenwachsen von Breitband und Medien zeigt, dass sich hier ein Zukunftsmarkt mit Zuwachsraten abzeichnet, an dem wir schlicht kaum partizipieren. Damit wird deutlich, wie sehr sich die Gewichte zugunsten intelligenter Dienstleistungen und intelligenter Produktion verschoben haben. Das heißt nicht, dass wir nicht mehr im globalen Wettbewerb präsent sind. Man kann sicherlich noch eine ganze Reihe von mittelständischen Technologieunternehmen zu den gestaltenden Unternehmen auf den Wachstumsmärkten zählen. In wesentlichen Bereichen in Deutschland stehen zwar die Gebäude noch, aber die Köpfe, die Fertigung und die Fähigkeiten sind ohne wettbewerbsfähige und innovative Inhalte. Chancen haben die Unternehmen, die rechtzeitig ihre Fertigung und Forschung internationalisiert haben, wie VW, SAP, Continental, BASF, nur um einige globale Marktführer zu nennen.

Eine Gesellschaft, deren Wirtschaftleistung schrumpft oder stagniert – und das ist die Entwicklung seit mehreren Jahre – hat ein tief greifendes und nachhaltiges Wachstumsproblem, das nicht nur Ergebnis einer demographischen Veränderung ist, sondern einer abnehmenden Leistungsfähigkeit und wachsendem Wettbewerb.

Die traditionelle Arbeitsethik hat gelitten, und die Fahrlässigkeit hat zugenommen. Toll Collect ist nicht nur ein Beispiel für Technologieversagen, sondern ein Beispiel für Managementversagen und für Gleichgültigkeit in der Führungsschicht gegenüber der Einhaltung von Qualität, Terminen und für mangelnden Respekt gegenüber denjenigen, die Dienstleistungen und Technologien abnehmen. Die beeindruckende Reparaturleistung zeigt allerdings auch, dass die Unternehmen in der Lage sind, mit der Nutzung ihrer globalen Netzwerke derartig komplexe Systeme dann doch noch in die Funk-

tionsfähigkeit zu führen. Allerdings ist dies kein Beispiel für eine offensive arbeitsplatzschaffende Innovationsstrategie.

Wir haben in den letzten Jahren begonnen – natürlich gegen erheblichen Widerstand in beiden Regierungsparteien –, die Anpassung der Kostenstruktur an unsere gegenwärtige Leistungsfähigkeit durchzusetzen. Das bedeutet gerade einen massiven Ausbau des Niedriglohnssektors, einen Ausbau der flexiblen Arbeitsstrukturen, um zumindest in diesen Bereichen in den nächsten Jahren Arbeitsplätze schaffen zu können. Dies ist mit der Ich-AG, mit den Minijobs und flexiblen Beschäftigungsmöglichkeiten gelungen. Es widerspricht allen Erwartungen, dass in modernen Gesellschaften dieser Sektor nicht ausgebaut werden kann. Der zweite Bereich ist der Bereich der Lohnnebenkosten. Die Unternehmen preisen sich in dramatischer Art und Weise aus dem Markt, wenn es ihnen nicht gelingt, die Kosten in Deutschland dem internationalen Standard anzupassen. Zur Senkung der Lohnarbeitskosten gibt es überhaupt keine Alternative, weil es für die Unternehmen keinen Grund mehr gibt, nicht an Stätten zu produzieren und zu forschen, in denen die Kosten 30 bis 50 Prozent niedriger sind und nur aus Tradition in Deutschland zu bleiben.

Die Qualitätsunterschiede sind massiv geschrumpft und haben sich teilweise zugunsten der neuen Produktions- und Forschungsstandorte verschoben. Deshalb kommt der Anpassung der Arbeitszeit, der höheren Geschwindigkeit in den Innovations- und Forschungsprozessen, der Annäherung von Universitäten und Forschungszentren der Unternehmen, dem Netzwerk zwischen Produktion und Dienstleistung, der Kooperation mit den Dienstleistungszentren der Banken- und Versicherungsbranche eine zentrale Bedeutung zu. Das funktionierende Netzwerk zwischen den Branchen (Fühlungsvorteil) ist einer der wesentlichen verbleibenden komparativen Vorteile in Deutschland.

Um es zusammenzufassen: Der Kostendruck ist ein klares Ergebnis abnehmender Leistungsfähigkeit und wachsender internationaler Konkurrenz und nicht eine selektive Wahrnehmung der Wirklichkeit.

In Europa besteht immer noch die Illusion, dass wir die Stagnation einseitig durch die höheren Staatsausgaben verändern können, und es wird ignoriert, dass es einer neuen gesellschaftlichen und kulturellen Orientierung auf Wettbewerb und Innovation bedarf. Die Rückbesinnung auf das, was unsere Leistungsfähigkeit ausmacht: Arbeitsorientierung, innovative Strukturen, Abbau von Hierarchien, innovative Produkte und natürliche, wachsende

Risikobereitschaft sowie die Absenkung der Staatsquote sind unabdingbare Voraussetzungen für wachsende Wettbewerbsfähigkeit, Wirtschaftswachstum und damit für den Erhalt der sozialen Sicherungssysteme. Immer neue Finanzierungssysteme für die soziale Sicherung sind kein Ausweg aus der Krise.

1. Wir brauchen für die Baugenehmigung eines Flughafens oder einer vergleichbaren Infrastrukturinvestition 15 Jahre und erleben massive Diskussionen um jede Investition an den betroffenen Standorten. In einer modernen Gesellschaft darf eine Genehmigung nicht länger als 24 Monate dauern.
2. Wir erleben eine mehr als zehn Jahre dauernde Debatte um Gentechnik und Biotechnologie und Stammzellenforschung mit dem Ergebnis, dass wir weder in dem einen noch in dem anderen Bereich eine relevante Rolle einnehmen.
3. Wir streiten uns um Innovationsmärkte, um Produkte, an denen wir schlicht, wie in der Konsumelektronik oder Biotechnologie, schon längst nicht mehr beteiligt sind. Aber die Debatte wird zumindest auf einem hohen Niveau geführt.

Der Umkehrschluss muss gezogen werden. Eine moderne, europäische Industriegesellschaft kann auf eine massive globale Präsenz in den Bereichen moderne Medien, Soft- und Hardwareprodukte nicht verzichten, und in der Wissensvermittlung ist eine stärkere Präsenz in der Produktion von Inhalten unverzichtbar.

4. Wir brauchen in den technologieorientierten Branchen – dazu gehören alle Formen der Mobilität, aber auch die Bereiche der Energietechnologie, der Biotechnologie und der Pharmaindustrie – eine zukunftsorientierte Politik und zukunftsorientierte Rahmenbedingungen. Das ist noch wichtiger als öffentliche Forschungsmittel.

Und was wir auch verändern müssen, ist die beobachtbare „Bahamas-Mentalität“ in den Führungspositionen. Um es deutlicher zu sagen, für manche ist der Sommer-, der Frühjahrs- und der Herbsturlaub heilig und die Tage dazwischen sind eine Belastung des geplanten und gelebten neuen Lebensstils. Wie amerikanische Investmentbanker es an einem Beispiel sehr freundlich formulieren: Deutsches Bankmanagement legt nach ihrer Ansicht Wert darauf, im Urlaub nicht gestört zu werden. Ihre internationalen Kunden finden

das mehr als befremdlich und nutzen daher die amerikanischen Investmentbanken, da sie immer verfügbar sind – an jedem Ort, zu jeder Zeit. Die Mentalität nach dem Motto „Ich bereite mich auf den Ruhestand vor, nach mir die Sintflut“; das heißt, die Vermeidung von Konflikten um die Auslastung von Produktionskapazitäten, um bessere Strukturen an den Universitäten und um politische Rahmenbedingungen, ist eines der kulturellen Probleme der Führungselite. Konsensgesellschaft wird zu einem Synonym für Stagnation und geringe Bereitschaft zum Strukturwandel.

Die kontinuierliche Verlegung von Arbeitsplätzen in das Ausland ist nicht nur Ergebnis einer erfolgreichen Wettbewerbsorientierung der Unternehmen, sondern Ausdruck mangelnder Handlungsfähigkeit von Politik und Wirtschaft. Es ist keine Fixierung allein auf Kostensenkung. Vielmehr rechtfertigen unsere Wertschöpfungsstrukturen auf keinen Fall den bestehenden Umfang der Lohnnebenkosten. Eine Gesellschaft, die auf Grundlage dieses Strukturwandels angreifbar wird, muss sich anpassen oder verliert den Anschluss. Das heißt aber nicht, dass die Bereitschaft nicht da ist, das neue Niveau zu halten und durch eine innovative Politik zu unterlegen, um Handlungsfähigkeit zu gewinnen. Aber um es auch deutlich zu machen: Haushaltsdefizite von über drei Prozent und wachsende Rentenbelastungen führen dazu, dass in vielen europäischen Ländern die Regierungen nicht mehr tun, als die Einnahmen und die Ausgaben festzustellen und jedes Jahr zu registrieren, dass die Schulden noch stärker angestiegen sind. Gleichzeitig werden Investitionen in Bildung sowie der Ausbau und die Modernisierung des Bildungssystems vernachlässigt. Es ist die Unkenntnis über die Bedeutung der Qualifikation in einer globalisierten, vernetzten Welt und der damit zusammenhängenden Schlüsselrolle der Wissensgesellschaft. Erkennbar ist ein Mangel an Priorisierung in den Staatsausgaben, wobei durch eine Fortsetzung der Schuldenpolitik die Gestaltungschancen weiter verringert werden.

Das, was wir hier diskutieren, ist nicht allein ein deutsches Problem, auch wenn das ein schwacher Trost ist. Die gleichen Prozesse sind zu beobachten in den Vereinigten Staaten, wo Unternehmen nicht den Zweifel haben, dass sie bestehen werden im internationalen Wettbewerb, indem sie viele Tätigkeiten outsourcen und offshoren. Aber natürlich haben sie auch Zweifel, ob die Gesellschaft diesen Prozess in der Geschwindigkeit versteht und aushält und im Strukturwandel erfolgreich sein kann. Das enorme Handelsdefizit gegenüber den asiatischen Ländern ist Ausdruck dieses Strukturwandelprozesses.

Das heißt nicht, dass ich nicht das Vertrauen habe, dass die Politik im asiatischen Raum nicht selbst genügend Probleme produziert, die die Kosten steigern. Der massive Anstieg der Militärausgaben, die ungelösten politischen Konflikte, die wachsende Bürokratie und der Eigensinn der Politik führen natürlich dazu, dass, verbunden mit Umweltinvestitionen, Sozialinvestitionen, Infrastrukturinvestitionen sich die Kosten in diesen Ländern verändern und die notwendige Anpassung der Währungskurse eine weitere Belastung der Wettbewerbsfähigkeit darstellt.

Ja, und dann wirst Du kritisch fragen, ob diese Position der Kostenreduzierung auf Dauer durchhaltbar ist. Ich meine ja. Wir werden uns auf einen globalen Arbeitsmarkt, der noch durch das Internet beschleunigt wird, einstellen müssen, in dem sich neue globale Lohnniveaus für hochwertige Dienstleistungen und Produktionstätigkeiten herausbilden. Wir haben gute Chancen, uns durch hohe Flexibilität, überdurchschnittliche und flexible Nutzung der Produktions- und Dienstleistungskapazitäten zu behaupten. Wir müssen flexibler und innovativer sein als unsere Wettbewerber. Ich meine, dass wir mit unserer Politik erste Erfolge erreichen:

1. Uns ist es als einer der wenigen Gesellschaften unter den Industrieländern gelungen, die Kosten im Gesundheitswesen zum ersten Mal zu senken.
2. Mit der Reform des Rentensystems machen wir deutlich, dass die demographische Veränderung zu einer Anpassung im Rentenniveau führen wird, und dieses ist positiv für die Zukunftsperspektiven. Es sind ja nicht die direkten Löhne und Gehälter, die uns belasten, sondern es sind die indirekten Löhne und die Steuerlast für die Beschäftigten.

Ein Risiko ist auch in der Zukunft die Weigerung der Politik und der Wirtschaft, sich an die neuen Wettbewerbsstrukturen zu gewöhnen. Es ist richtig, dass Kostensenkung und beschleunigte Innovationsprozesse nicht das Allheilmittel sind, aber sie sind die Voraussetzung dafür, dass wir in Zukunft an Wettbewerbsfähigkeit gewinnen.

Nun zur zweiten These, dass die Politik wenig Möglichkeiten hat, wenn es um die Förderung von Innovationstätigkeiten in den Unternehmen geht. Ich vertrete hier die gegenteilige These: Die Politik hat sehr großen Einfluss, wenn es um die Innovationstätigkeiten von Unternehmen geht, insbesondere durch die Gestaltung der Einkommen und Unternehmenssteuern, die über die Attraktivität von Standorten entscheidet. Damit sind niedrige Steuersätze

eine wesentliche Voraussetzung für Investitions-, aber auch für Innovations-tätigkeiten. Ein weiterer zentraler Bereich ist die Gesetzgebung, insbesondere in den Bereichen Pharma-/ Biotechnologie und die positive Begleitung von Innovationsprozessen durch die Gesellschaft und damit die staatlichen Genehmigungsbehörden. Wir brauchen schnelle Genehmigungen, umfassende Beratung der Unternehmen, Übernahme von Mitverantwortung für die Umsetzung von Forschungsergebnissen, also ein innovatives Klima.

Aber natürlich wird man auch mehr tun müssen, was die Leistungsfähigkeit der Schulen und Universitäten angeht, nicht nur aus demographischen Gründen. Vor allem die geringe Vernetzung von Unternehmen und Universitäten sowie die bessere und zügigere Ausbildung sind wesentliche Voraussetzung für globale Wettbewerbsfähigkeit. Der internationale Standard für das Alter von Universitätsabsolventen liegt bei 24 und nicht bei 28 Jahren. Damit ist die Notwendigkeit der Einführung von Trimestern schon gegeben und die Notwendigkeit einer praxisorientierten international orientierten Ausbildung.

Das bedeutet, dass wir nicht gebannt auf den demographischen Faktor starren, sondern indem in kürzerer Ausbildungszeit bei gleicher Qualität junge Menschen das Ausbildungssystem absolvieren, verbessern wir auch unsere Wettbewerbsfähigkeit. Die Verlängerung der Lebensarbeitszeit und die kürzeren Ausbildungszeiten führen zu einem steigenden Arbeitsvolumen.

Die Universitäten haben Reformbedarf. Nicht, weil sie qualitativ schlecht ausbilden, sondern weil sie überwiegend gleichgültig sind gegenüber der Qualitätsanforderungen ihrer Studenten, weil sie Ausgrenzung der Wirtschaft wichtiger finden als Integration und weil sie sich zu wenig um die Betreuung der Studenten und ihre Motivationsförderung kümmern. Es sind teilweise Institutionen, die sich darauf kapriziert haben, in den ersten Jahren möglichst viele Studenten durch Klausuren aus der Universität zu entfernen, anstatt sie zu fördern.

Wir werden nur über Innovationen in unserem Bildungssystem, über massive Investitionen in moderne Bildungseinrichtungen und die Setzung entsprechender Prioritäten an Qualität wieder gewinnen können. Dazu bedarf es umfassender Betreuung, umfassender Förderung, um soziale Benachteiligung ausgleichen zu können. Dieses Programm wird bisher nicht hinreichend umgesetzt, weil Kommunen und Länder nicht bereit sind, durch Privatisierungserlöse diese Bereiche nachhaltig wieder zu fördern. Vielmehr wird an bestehenden Beteiligungen festgehalten und damit die Vernachlässigung des Bildungsbereiches fortgeschrieben.

Es ist deutlich, dass wir an dem Boom in der Konsumelektronik und in der Informationstechnologie nicht im entsprechenden Maß teilhaben. Es wird deutlich, dass wir in der Biotechnologie und Pharmaindustrie einen Nachholbedarf haben an Forschung, an Marktpräsenz und an Unternehmensentwicklung. Es wird deutlich, dass wir gerade in den bildungsorientierten und bildungsbasierten Wissensbereichen an Präsenz gewinnen müssen durch marktorientierte Ausrichtung unserer Bildungseinrichtungen, die am internationalen Bildungsmarkt sehr viel stärker teilnehmen müssen. Wir stehen vor einer Modernisierung unserer Dienstleistungs- und Industriesektoren. In vielen Bereichen, in vielen Unternehmen ist der Wille dazu vorhanden, doch es ist wichtig, dass diese Initiativen durch bessere politische Rahmenbedingungen gefördert werden.

Soweit also eine Antwort auf die Kritik an der Politik, die vordergründig auf Senkung der Lohnkosten und eine Flexibilisierung des Arbeitsmarktes orientiert ist; m. E. eine Politik, die auf den demographischen Wandel reagiert und gleichzeitig die Innovationsfähigkeit des Dienstleistungs- und Industriesektors fördern will. Ziel ist der Erhalt der Sozial- und Bildungssysteme. Ich glaube, dass ich damit auch deutlich gemacht habe, dass es hier nicht nur um Ökonomie geht, sondern darum, einer schleichenden Auszehrung unserer kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen entgegenzuwirken.

Lieber Alex,

die Antwort auf Deinen Brief lag auf meinem Berliner Schreibtisch. Ich hätte sie gern nach meinem Weggang aus der Politik mit Dir diskutiert. Die Gespräche mit Dir und Günter in Oldenburg bewirkten Nachdenklichkeit und neue Motivation für eine Gestaltung der Wirtschaftspolitik. Danke für die persönliche Freundschaft und die fruchtbaren inhaltlichen Diskussionen.

Literatur

Jung, Philipp / Cherng, Eric: It's Crunch Time. What's Ahead for Tech and Telecom? In: ATKearney, Executive Agenda, Volume VIII, Number 2, 2005, S. 23-33.

SyCip, Washington: Dynamic Development in Asia – Europe Missing the Boat? Opportunities and Problems of Germany, Insights from Asia's Point of View. Manuscript, Berlin 2005.

Tacke, Alfred: Die Herausforderungen für Deutschlands Erneuerung im internationalen Vergleich, in: Frank-Walter Steinmeier; Matthias Machnig (Hg.): Made in Germany '21, Hamburg 2004, S. 54-62.

Wagner, Wieland: Die Hightech-Offensive, in: Der Spiegel, Heft 1, Hamburg 2006.

